

Besprechungen, in «Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento» (ISSN: 0392-0011), 36-37/2 (2010-2011), pp. 115-153.

Url: <https://heyjoe.fbk.eu/index.php/anisig>

Questo articolo è stato digitalizzato dal progetto ASTRA - *Archivio della storiografia trentina*, grazie al finanziamento della Fondazione Caritro (Bando Archivi 2021). ASTRA è un progetto della Biblioteca Fondazione Bruno Kessler, in collaborazione con Accademia Roveretana degli Agiati, Fondazione Museo storico del Trentino, FBK-Istituto Storico Italo-Germanico, Museo Storico Italiano della Guerra (Rovereto), e Società di Studi Trentini di Scienze Storiche. ASTRA rende disponibili le versioni elettroniche delle maggiori riviste storiche del Trentino, all'interno del portale [HeyJoe](#) - *History, Religion and Philosophy Journals Online Access*.

This article has been digitised within the project ASTRA - *Archivio della storiografia trentina* through the generous support of Fondazione Caritro (Bando Archivi 2021). ASTRA is a Bruno Kessler Foundation Library project, run jointly with Accademia Roveretana degli Agiati, Fondazione Museo storico del Trentino, FBK-Italian-German Historical Institute, the Italian War History Museum (Rovereto), and Società di Studi Trentini di Scienze Storiche. ASTRA aims to make the most important journals of (and on) the Trentino area available in a free-to-access online space on the [HeyJoe](#) - *History, Religion and Philosophy Journals Online Access* platform.

Nota copyright

Tutto il materiale contenuto nel sito [HeyJoe](#), compreso il presente PDF, è rilasciato sotto licenza [Creative Commons](#) Attribuzione–Non commerciale–Non opere derivate 4.0 Internazionale. Pertanto è possibile liberamente scaricare, stampare, fotocopiare e distribuire questo articolo e gli altri presenti nel sito, purché si attribuisca in maniera corretta la paternità dell’opera, non la si utilizzi per fini commerciali e non la si trasformi o modifichi.

Copyright notice

All materials on the [HeyJoe](#) website, including the present PDF file, are made available under a [Creative Commons](#) Attribution–NonCommercial–NoDerivatives 4.0 International License. You are free to download, print, copy, and share this file and any other on this website, as long as you give appropriate credit. You may not use this material for commercial purposes. If you remix, transform, or build upon the material, you may not distribute the modified material.



Besprechungen

Andrea VANNI, «*Fare diligente inquisitione*». *Gian Pietro Carafa e le origini dei chierici regolari teatini*, Roma, Viella, 2010, 264 S., ISBN 978-88-833-4443-5

Mehr als der Titel verrät der Untertitel den Inhalt des Buches von Andrea Vanni, das sich mit der Biographie von Gian Pietro Carafa bis zu dessen Erhebung auf den Papstthron (1555) auseinandersetzt. Der Bischof von Chieti, Gründer des Theatinerordens, Kardinal und schließlich eben Papst mit dem Namen Paul IV. gehörte zu den weniger beliebten Gestalten der Kirche des 16. Jahrhunderts.

Der Autor erklärt gleich in der Einleitung das Ziel seiner Untersuchung: «Die Geschichte der Theatiner von ihren Anfängen, ausgehend von dem besonderen Standort des Ordens im europäischen religiösen und politischen Umfeld des frühen 16. Jahrhunderts zu rekonstruieren» (S. 14) und behauptet, dass die Würdigung der Bedeutung Carafas in der Institution der Kongregation «notwendigerweise eine Neubeurteilung der Rolle Kajetans von Thiene nach sich zieht» (ebd.), der doch in der Theatiner *vulgata* nach dem Tod von Paul IV. als wichtigster Ideengeber des Ordens angesehen wurde.

Das Buch hat vier Kapitel. Das erste («L'eredità dei padri fondatori») ist Kajetan von Thiene und Gian Pietro Carafa und ihren Beziehungen zur Divino-Amore-Bruderschaft gewidmet, der auch die anderen beiden Gründungsväter der Theatiner (Bonifacio de' Colli und Paolo Consiglieri) angehörten und die zu einem gewissen Grad als Inspiration für die neue Einrichtung diente. In der biographischen Untersuchung scheint die sorgfältige Rekonstruktion der Beziehungsgeflechte besonders gelungen: die Freundschaften und besondere Bekanntenkreise, die Arbeitswelt und das familiäre Umfeld. Die Analyse ist sehr nützlich, um Thienes und Carafas Weltanschauung, ihre dringlichen Anliegen und ihren Glauben genau zu erfassen; mit einem Wort all das, was für die ursprüngliche Aktivität der Theatiner richtungsweisend war. Im Detail betrachtet, wirkt die Definition der Idee von Gian Pietro Carafa zur Kirchenreform überzeugend, auf die am Ende des Abschnitt über sein familiäres Erbe und die Beziehung zu seinem Onkel, Kardinal Oliviero Carafa, hingewiesen wird: «Die kulturelle und moralische Unzulänglichkeit des Klerus und die institutionelle Schwäche des Kirchenapparates seien in seinen [Gian Pietro] Augen eins mit der häretischen Idee, die den apostolischen Stuhl von Grund auf bedrohte»

(S. 62-63). Auf diese Überzeugung habe der zukünftige Papst Paul IV. seine Aktivität innerhalb der Kirche gegründet, zuerst mit der Gründung des streng organisierten Theatinerordens, der von ihm selbst zum Kampf gegen die Häresie geführt wurde; und dann mit der Gleichsetzung des Sant'Uffizio nicht nur mit der Kongregation sondern auch mit dem innerkirchlichen Wirkens des Bischofs von Chieti selbst. Diese von Vanni im ersten Teil des Buches aufgestellte These bestimmt auch den Rest, angefangen mit dem zweiten Kapitel («I chierici regolari teatini»), das den Anfängen des Ordens und seiner Tätigkeit – zuerst in Rom (bis 1527, dem Jahr des Sacco), und dann in Venedig – gewidmet ist.

Wie schon vorweggenommen, hat sich die Theatiner Geschichtsschreibung von Anfang an darum bemüht, die Rolle Carafas bei der Gründung der Kongregation neu zu bemessen und parallel dazu die von Kajetan von Thiene, einem im Gegensatz zu Paul IV. heiligen und frommen Mann, herauszustreichen. Der völlig berechnete Anspruch, dieser historiographischen Interpretation zu widersprechen, führt den Autor zu einem wiederholten Bestehen auf der Figur des Bischofs von Chieti, das sich im Verlauf der Darstellung weiter steigert und bisweilen leicht übertrieben scheint. Es muss gesagt werden, dass die Entscheidung, die Ordensbrüder des ersten Vorsitzenden der Kongregation im Hintergrund zu lassen, auch auf die Quellenlage zurückzuführen ist, was Vanni den Leser auch wissen lässt: «Tatsächlich schweigen die Akten und Dekrete der Generalkapitel über die Aktivitäten der Brüder in den ersten Jahren ... Die Verschwiegenheit betrifft auch die Aufnahmen in den Orden» (S. 107). Es bleibt die Neugier, etwas mehr über die anderen Theatiner und ihre Beziehungen zu dem Obervorsitzenden zu erfahren; eine Neugier, die angesichts fehlender oder vielleicht nie verfasster Dokumente möglicherweise unbefriedigt bleiben muss.

Die zentrale Rolle des Bischofs von Chieti wird im zweiten Teil noch deutlicher. Dieser umfasst die Kapitel drei und vier («Tra riforme e Controriforma», «I teatini e l'Inquisizione»), die dem Eifer der Kongregation für die Erneuerung der Kirche und der Unterdrückung der Häresie gewidmet sind. Denn gerade auf Bestreben von Gian Pietro Carafa wurde deren ursprünglich seelsorgerische Aufgabe zunehmend gegen Ermittlungsarbeit ausgetauscht, was zu einem schwieriger Balanceakt zwischen den beiden Kräften führte. Der entscheidende Moment für die Wende war – so Vannis gut belegte These – die Entscheidung von Papst Clemens VII. gerade den Bischof von Chieti mit den Ermittlungen zum inneren Bruch zu beauftragen, welcher die Franziskaner-Observanten in den 20er und 30er Jahren des 16. Jahrhunderts plagte (das «fare diligente inquisitione» im Titel verweist auf die Bestellung des späteren Pauls IV. durch Clemens VII.).

Wie reagierten die Theatiner auf diesen Kurswechsel, der von ihrem 'unbestrittenen Haupt' und 'Gebietet' vollzogen wurde? Es ist schwierig zwischen den

beiden Hypothesen zu wählen, die sich zwischen den Zeilen erkennen lassen: Überwog die Unzufriedenheit mit dem Bischof von Chieti, «der systematisch die Meinungen und Privilegien anderer missachtete» (S. 198) und damit der ursprünglichen geistlichen Lehre, in der Person von Thiene, untreu wurde, oder verführte hingegen die charismatische Autorität Carafas seine Mitbrüder dazu, «die neuen und heiklen [inquisitorischen] Aufgaben als einen ganz besonderen Aspekt ihrer caritativen Verpflichtung [auszuüben], die seit den Anfängen Beistand und Pflege von unheilbar Kranken und die Tröstung von zu Tode Verurteilte umfasste, so dass vielleicht auch sie den Kontinuitätsbruch verkannten, der zwischen sozialer Fürsorge und ermittelnden Aufgaben bestand» (S. 206)?

Das Buch schließt mit der Wahl Carafas zum Papst und behandelt die Beziehungen zwischen dem neuen Papst und 'seinem' Orden nur flüchtig. Ebenso kurz ist der Hinweis auf die Wiederaufnahme der caritativ-seelsorgerischen Ausrichtung nach dem Tod Pauls IV. und die Beschreibung der Seligsprechung Kajetans von Thiene, die notwendig geworden war, um das Bild der Theatiner Kongregation von dem ihres ersten Generalvorstandes zu trennen und um mit den letzten Seiten des Buches die Verbindung zur Einleitung wieder herzustellen.

Die Arbeit von Andrea Vanni fußt auf einer gewissenhaften Lektüre der archivalischen und literarischen Quellen und greift mit Gewinn auch auf eine stattliche Bibliographie zurück, auf die sehr häufig in den Fußnoten am Seitenende verwiesen wird.

Claudio Ferlan

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Guido ALFANI, *Il Grand Tour dei Cavalieri dell'Apocalisse. L'Italia del «lungo Cinquecento» (1494-1629)*, Venezia, Marsilio, 2010, S. 304, ISBN 978-88-317-0601-8

«A peste, fame et bello, libera nos Domine» lautete eine Invokation, die während der Italienischen Kriege (1494-1559) auf der Halbinsel häufig erklang. Pest, Hunger und Krieg sind die drei «apokalyptischen Reiter» und die Protagonisten dieses Buches.

Der Band stellt die historiographische These in Frage, nach der das 16. Jahrhundert der Anfang vom Niedergang Italiens war. Eine These, die im wirtschafts-

geschichtlichen Bereich maßgeblich von Carlo Maria Cipolla unterstützt wird. Er war der erste, der sich des suggestiven Bildes der Reiter der Apokalypse bediente, deren Einfall in die Halbinsel während der Italienischen Kriege eine Spur irreparabler Verwüstung hinter sich ließ. Das Wachstum in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war nach Cipolla nur ein «Nachsommer» für die Wirtschaft Nord- und Mittelitaliens, während die Grundlagen der strukturellen Krise, welche die italienische Wirtschaft im 17. Jahrhundert unabwendbar treffen sollte, bereits gelegt waren.

Die bekannteste entgegengesetzte Auslegung stammt von Fernand Braudel. Er schätze die Schäden der Italienischen Kriege als begrenzt ein und sah im Ende des 17. Jahrhunderts eine «Glanzzeit der italienischen Kultur».

Das Werk Alfani hält es mit dieser historiographischer Auslegung. Die Schlüsselfrage, auf die er eine Antwort geben möchte, ist folgende: Hatte die *grand tour* der apokalyptischen Reiter im 16. Jahrhundert wirklich so verheerende Folgen für die italienische Wirtschaft? Diese Frage verneint der Autor nach einer Analyse der demographischen Entwicklung, die er als bevorzugtes Werkzeug zur Untersuchung der Auswirkungen der Katastrophen im makroökonomischen Bereich benutzt.

Die kirchlichen Taufregister sind die dokumentarische Grundlage, mit denen er die demographischen Dynamiken untersucht. Das Konzil von Trient hatte den Pfarrern auferlegt, Taufen und Hochzeiten zu registrieren; in Wirklichkeit handelte es sich dabei aber nur um eine Neuauflage und Verallgemeinerung von Praktiken, die in den Städten und auf dem Land schon seit dem 14. Jahrhundert weit verbreitet waren. Die Forschungsarbeit trägt dazu bei, einen historiographischen Gemeinplatz zu entzaubern: die Seltenheit solcher Quellen aus vor-tridentinischer Zeit und deren ausschließlichen Einsatz in städtischen Gebieten. Auf der Grundlage der Auswertung dieser Daten, erstellt Alfani «die bis heute umfangreichste Datenbank demographischer Daten aus dem Italien des 16. Jahrhunderts» (S. 24).

Dem ersten «Reiter», der die italienische Halbinsel heimsuchte, ist das erste Kapitel gewidmet: es war der Krieg, der das frühe 16. Jahrhundert in Italien konditionierte. Welche Schäden entstanden dem «Humankapital» und mit welchen Maßnahmen wurde auf das Kriegsgeschehen reagiert? Wer waren die Opfer der Italienischen Kriege?

Eine grundsätzliche Überlegung ist, dass Italien aufs lange gesehen die Sterblichkeitskrisen des 16. Jahrhunderts rasch ausglich. Durch die Umverteilung von Arbeitskräften aus einer Stadt in die andere, wie die Fallstudie der Emigration von Webern aus Ivrea nach Biella zeigt, das «dank» des Kriegs zum wichtigsten

Textilindustrie-Zentrum der Gegend wurde. Die Versorgungseinrichtungen und das öffentliche Gesundheitswesen reagierten auf den Durchmarsch der apokalyptischen Reiter mit der Ausweisung der sogenannten «unnützen Mäuler» (Bettler, Hausierer, Vagabunden und entbehrliche Fremde): Sie waren die Hauptopfer der Italienischen Kriege.

Wer bezahlte die Italienkriege? Wurde Italien von den europäischen Staaten ausgeraubt, die den Krieg mit Plünderungen und in Italien erworbenen Reichtümern finanzierten? In Wirklichkeit waren die Feldzüge auf die Halbinsel für die Finanzen der beteiligten Staaten verheerend. Das Axiom Krieg-Krise und Friede-Entwicklung muss abgeschwächt werden: Viele der *in loco* zusammengetragenen Summen wurden tatsächlich über den «militärischen Markt» umverteilt, der die Bereicherung von ortsansässigen Bankiers, Händlern und Unternehmern begünstigte. Schlussfolgernd heißt das, dass Italien aus dem Konflikt nicht schwerer beschädigt als die anderen kriegführenden Staaten hervorging. Nach 1559 konnte es sich sogar im Gegensatz zum Rest Europas einer langen Friedensperiode erfreuen.

Die folgenden Kapitel (Kap. 2-3) sind einer Analyse der Folgen der Hungersnöte und Epidemien gewidmet. Alfani enthüllt das komplexe Zusammenspiel dieser Phänomene; und es ist so komplex, dass es sich nicht auf den Kausalzusammenhang reduzieren lässt, dass Krieg Hungersnöte hervorruft, die wiederum zu Epidemien führen. Häufig konnte es gerade umgekehrt sein. Die negativen Folgen der Geißeln des 16. Jahrhunderts können nach Meinung des Autors aus einer malthusschen Perspektive neu betrachtet werden. Hunger war beispielsweise oft das Ergebnis einer Phase ausgeprägten demographischen Wachstums und die Hungersnot führte zu einem Bevölkerungsausgleich.

Das vierte Kapitel zeigt wie «die Kriege, Hungersnöte und Epidemien des 16. Jahrhunderts die italienische Halbinsel nicht überall in gleichem Maße trafen» (S. 177). Sie hatten unterschiedliche für große oder kleine Städte, auf dem flachen Land oder im Gebirge, oder auf städtische und ländliche Gebiete. Zum Beispiel blieb das Königreich Neapel nach den französischen Feldzügen Ende des 15. Jahrhunderts Anfang des 16. von den Italienischen Kriegen weitgehend verschont. Hungersnöte hatten häufig eine regionale Tragweite: Auch die große Hungersnot Ende des 16. Jahrhunderts, welche die gesamte Halbinsel traf, machte sich in den Alpenregionen und auf dem Apennin weniger bemerkbar. Die Epidemien trafen begrenzte Gegenden: Die schreckliche Pest von San Carlo (1575-1577) traf die Städte und lediglich den Nordosten Italiens.

Dieses Kapitel zeigt, dass sich das Spiel auf verschiedenen Ebenen als methodisch günstige Wahl erweist, denn dieser Ansatz hat auch auf die Analyse deutliche

Rückwirkungen: In der traditionellen Geschichtsschreibung zu den Italienischen Kriegen überwiegt ein 'nationaler' Blickwinkel nach risorgimentaler Vorlage, während «Italien» im 16. Jahrhundert kaum mehr als eine geographische Idee war. Hier lautet die Aufforderung, die Besonderheiten der einzelnen Territorien zu untersuchen. Dieser methodische Vorschlag macht deutlich, dass eine Analyse der Kriegsfolgen auf 'nationaler' Ebene anachronistisch und irreführend ist. Tatsächlich zeigt eine analytische Bewertung der von den Italienischen Kriegen verursachten Schäden, wie die verschiedenen lokalen Staatsgebilde, die Gemeinschaften und die Individuen ganz unterschiedlich vom Kriegsgeschehen betroffen waren.

Die Katastrophen trafen die Halbinsel nicht nur in territorialer Hinsicht ungleichmäßig, sondern auch in sozialer. Kriege, Hungersnöte und Epidemien trafen vor allem die Angehörigen der unteren sozioökonomischen Schichten, weswegen die Verluste an Humankapital geringer waren als die demographischen. Obwohl die Gesamtbilanz negativ war, kann man von «Siegern und Besiegten» sprechen, denn – abgesehen von der Zerstörung – setzte ein Mechanismus der Umverteilung von Reichtum und ökonomischen Gewinnen unter Staaten, Gemeinschaften und Individuen ein.

Im letzten Kapitel wird eine umfassende Interpretation vorgelegt, die die makroökonomischen Tendenzen und die Langzeitfolgen der schrecklichen Ereignisse des 16. Jahrhunderts analysiert. Die Schlussfolgerung ist – wie schon vorweggenommen –, dass die Auswirkungen auf die Wirtschaft und die Demographie Italiens nicht so negativ waren, wie es aus der zeitgenössischen Berichterstattung – die häufig von der Woge der Emotionen des Moments getragen ist – und der traditionellen Geschichtsschreibung scheinen mag.

Eine weniger pessimistische Einschätzung der Krise am Ende des Jahrhunderts ermöglicht eine Neuinterpretation der alten Frage nach der «Krise des 17. Jahrhunderts». In offenem Widerspruch mit den Interpretationen der wichtigsten Wirtschaftshistoriker Italiens – nicht nur Cipolla sondern auch Ruggiero Romano –, die die warnenden Vorzeichen und die Ursachen für die Krise des 17. Jahrhunderts in der Vergangenheit suchten, schlägt Alfani vor, den Blick in die Zukunft zu richten. «Italien blickte mit einer gesunden und sehr fortschrittlichen Wirtschaft in die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts» (S. 263), und die Pandemie von 1630 war der Hauptfaktor für den demographischen und wirtschaftlichen Niedergang, der das 17. Jahrhundert prägte. Der schwarze Tod ist die eigentliche Grenze zwischen dem langen 16. Jahrhundert in Italien, das 1629 seinen Höhepunkt erreichte, und dem kurzen 17., das am Ende desselben Jahres beginnt. Eine Lesart, die dazu auffordert, die gesamte Periodisierung der italienischen Geschichte neu zu überdenken.

Carlo Ginzburg hat (in einem Interview von Dino Messina für den «Corriere della Sera» am 31. Oktober 2010) behauptet, «dass die jungen italienischen Geisteswissenschaftler sich dabei schwertun, eine These zu vertreten (*to make a point*)», fast als ob eine solche Kühnheit nicht Teil der kulturellen und vor allem der akademischen Gewohnheiten in Italien sei. Dies ist sicherlich kein Mangel, den man dem Band von Alfani zuschreiben könnte, dem keineswegs der Mut fehlt, eine analytisch originelle Argumentation aufrecht zu halten, die auch noch in eindeutigem Widerspruch mit der herrschenden historiographischen Interpretation steht. Seine These wartet darauf, widerlegt oder gestützt zu werden, sobald neue Arbeiten über Mittel- und Süditalien einen umfassenderen Blick ermöglichen; sie wird auf jeden Fall ein wesentlicher Bezugspunkt in der historiographischen Debatte werden.

Massimo Rospocher

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Guido REBECCHINI, «*Un altro Lorenzo*». *Ippolito de' Medici fra Firenze e Roma (1511-1535)*, Venezia, Marsilio, 2010, 328 S., ISBN 978-88-317-0646-9

Exotischer Hut, ungarische Kleidung, in einer Hand ein Schwert, in der anderen einen Streitkolben, stolzer Blick: Dies sind die Merkmale des 1532 von Tizian gemalten Bildes eines jungen Mannes. Was wie das Porträt eines mächtigen Ritters oder eines Fürsten anmutet, ist in Wahrheit das Bild eines Kardinals aus dem Geschlecht der Medici, Ippolito.

Das Buch von Guido Rebecchini erzählt das kurze Leben des Neffen von Lorenzo dem Prächtigen, der während der glanzvollen Jahre der Medici-Päpste Leo X. und Clemens VII. lebte, während in Florenz das Herzogtum in den Händen seines Feindes und Cousins Alessandro war.

Die Nebenrolle Ippolitos, der zwar einem großen Geschlecht angehörte, es aber nicht zu einer entscheidenden politischen Rolle brachte, der isoliert wurde und in Ungnade gefallen ermordet starb, macht es dem Autor möglich, eine raffinierte Biographie zu schreiben, in der sich Politik-, Kultur- und Kunstgeschichte miteinander vermischen. Anscheinend haben Ippolitos politische und militärische Misserfolge seinen Hang zum Geldausgeben, seine maßlose Leidenschaft für Kunst und seinen Wunsch, einen großen Hofstaat um sich zu haben, verschärft.

Dieses Buch ist eine vollständige Biographie, die sämtliche Lebensbereiche Ippolitos untersucht. Wir haben es hier nicht mit dem typischen Text eines Kunsthistorikers zu tun, obwohl die kulturelle Bildung des Autors eine künstlerische ist. Wie in einigen anderen Fällen, die glücklicherweise im historiographischen Panorama immer öfter vorkommen, handelt es sich um ein Geschichtswerk. Es lohnt sich darauf hinzuweisen, da sich der Autor in mehreren kulturellen Bereichen auf Spekulationen einlässt; an Diskussionen und Kritiken unter den Experten gewisser Einzelaspekte, die freilich angesichts der Bedeutung des Buches nebensächlich sind, wird es nicht fehlen.

Das Buch besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil wird chronologisch die Biographie des Protagonisten erzählt: Seine Jugend in Rom, seine Beziehung zu den Päpsten, die Türkenmission in den 30er Jahren, der Fall aus der Gunst von Karl V. und Paul III., und sein tragisches Ende. Der zweite Teil ist eine thematische Abhandlung. Anhand von Chroniken und Portraits wird Ippolitos Fähigkeit zur Selbstdarstellung an seiner Kleidung abgelesen, die Bildung seines großen Hofes, seine Förderung von Malerei, Kunst und Literatur und schließlich die postume Transformation seines Andenkens werden analysiert. Durch eine solche chronologische und thematische Gliederung, die an Kate Lowes Biographie von Kardinal Francesco Soderini erinnert, gelingt es Rebecchini, dem Leser ein Bild nicht nur des künstlerischen Milieus zu vermitteln, in dessen Mittelpunkt Ippolito stand, sondern er lässt auch die Atmosphäre und die Stimmungslagen des weitläufigeren kulturellen Umfelds von Rom lebendig werden, das ebenso strahlend wie gefährdet war, als die Stadt 1527-1528 von der Tragödie des Sacco heimgesucht wurde.

Die Erzählung vom Leben des Kardinals, welche die ersten Kapitel (I-V) umfasst, beginnt mit seiner Jugend. Einige kulturelle Aspekte, die auf den ersten Blick belanglos – wie das Halten von Heimtieren – oder nicht zur Biographie gehörig – wie die Kunstwerke im Familienpalast – erschienen mögen, liefern interessante Einblicke in die Bildung, die ein Vertreter des Geschlechts der Medici erhalten konnte. Die Behandlung der folgenden Jahre, die von seiner Ernennung zum Kardinal (1529) gekennzeichnet waren, stellt heraus, dass nichts am unglücklichen Schicksal Ippolitos vorherbestimmt war. Dass der junge Medici Kardinal war, bedeutete nicht notwendigerweise, dass der Papst ihn nicht als Herzog von Florenz haben wollte. Nichts war in Anbetracht der Nachkommenschaft der Familie sicher, bevor Alessandro zum Herzog ernannt wurde. Die sorgfältige Analyse der Geschichte dieses unglückseligen Mitglieds der Familie der Medici zeigt deutlich, wie sehr das Gedächtnis der Nachwelt ein für die Propaganda der Medici funktionelles Bild schaffen wollte. Die letzten fünf Jahre von Ippolitos Leben (1530-1535) sind ganz und gar von seinem

Versuch erfüllt, Florenz um jeden Preis gegen den Willen seines Cousins, des Papstes und Karls V. einzunehmen. Diese Beharrlichkeit und die zahlreichen Aufstände gegen die Autorität Clemens' VII. führten zu einem breiten Konsens über die Ermordung Ippolitos und seine Vergessenheit. Vielen mächtigen Persönlichkeiten war Ippolito unbequem geworden. Auch Paul III. Farnese, der sich vor seiner Wahl mit Ippolito geeinigt hatte, um dessen Unterstützung im Konklave zu erhalten, ergriff dann die Gelegenheit, Vorteil aus dessen Tod zu ziehen und sich dessen Vermögen anzueignen.

Tizians Porträt aus dem Jahr 1532 ist eine Art «Manifest» des jungen Kardinals (S. 160), weil es die rebellischen Charakterzüge seiner Persönlichkeit zusammenfasst: seine Ruhelosigkeit und die Ablehnung seines Status als Geistlicher, auf den er gerne verzichtet hätte, um Herzog von Florenz zu werden.

Der zweite Teil (Kapitel VI-IX und der Epilog) bietet viele interessante Anknüpfungspunkte, die hier nicht alle aufgelistet werden können. Rebecchini präsentiert beispielsweise eine neue Hypothese zu Tizians berühmten Bild, der sogenannten *Venus von Urbino*, nach welcher dieses in Wirklichkeit für Ippolito gemalt worden sein könnte. Er befasst sich mit der Produktion von Berni nach dem Sacco in Rom, welche ein Unbehagen und eine fortgeschrittene Entzauberung im Vergleich zu den Themen der vorausgegangenen Jahren belegt. Bei der Beschreibung von Ippolitos großem Hofstaat (Kapitel VI), spricht der Autor von einem offenen Organismus, der nicht nur für das Zirkulieren von Kultur in ihren verschiedensten Ausprägungen offen war, sondern auch von Gewalt, die bei einer naiven Betrachtung der Höfe häufig aus dem Blickfeld verloren wird. Der Autor erinnert uns daran, dass Gewalt präsent war, weil bei Hof die verschiedensten Personen verkehrten, weil er nach außen hin offen und also eine halb-öffentliche Einrichtung war (S. 180).

Neben den Informationen und den neuen detaillierten Interpretationen zu einigen Urhebern literarischer Texte oder Kunstwerke, überzeugt vor allem Rebecchinis Fähigkeit, einigen kulturellen Ereignissen der Renaissance einen umfassenden Sinn zurückzugeben. Im Kapitel über das literarische Mäzenatentums zeigt der Autor, wie im Rom der 30er Jahre einige literarische Spielereien wieder aufblühten, und wie sehr sich diese von denen aus den Jahren vor dem Sacco unterschieden. Ippolitos kulturelle Entourage, zu der Künstler und Literaten vom Format Vasaris, Bernis und Giovios zählten, hatte die Funktion eines Rettungsringes. Sie unterstützte und ermöglichte in den frühen dreißiger Jahren den Umzug einiger Akademien – und allgemeiner der literarischen Geselligkeit – von Florenz nach Rom, und flößte der Stadt neue kulturelle Inspiration ein. Offen bleibt die Frage, ob Giovanni Gaddi die Hauptantriebskraft hinter dieser Entwicklung war (S. 210).

Das Buch enthält im Anhang einige wichtige unveröffentlichte Dokumenten: einen Brief von Paolo Giovio über die Türken, die Abmachungen zwischen Ippolito und Alessandro Farnese hinsichtlich der Wahl des letzteren zum Papst und die Akten des Prozesses, der auf Ippolitos Tod folgte. Der Text ist trotz des großen Fußnotenapparats leicht und flüssig zu lesen. Und nur ganz selten gibt der Autor wie in einigen neuen Biographien (zum Beispiel Leo Africanus von Natalie Zemon Davis) der Versuchung nach, sich trotz fehlender Dokumentation Gedanken oder Handlungen seiner Hauptfigur vorzustellen (S. 106 und 120).

Insgesamt verdient es dieser raffinierte, scharfsinnige und angenehm zu lesende Band von Guido Rebecchini, nicht nur von Kunst- oder Literaturhistorikern gelesen zu werden, sondern von jedem, der auf der Suche nach einem schönen Geschichtsbuch ist.

Carlo Taviani

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Elena BRAMBILLA, *Corpi invasi e viaggi dell'anima. Santità, possessione, esorcismo dalla teologia barocca alla medicina illuminista*, Roma, Viella, 2010, S. 302, ISBN 978-88-8334-417-6

Elena Brambilla liefert in diesem Buch, in dem sie Forschungen der letzten Jahre aufgreift und zusammenstellt, eine umfassende und systematische Analyse von Theorien, Ansichten, Macht- und Wissenskonflikten, die den Hintergrund zur Entschlüsselung und Beherrschung «außergewöhnlicher» Phänomene der Neuzeit, von der Heiligkeit bis zu ihrem genauen Gegenteil, der dämonischen Besessenheit, bildeten. Sie nimmt den Zeitraum zwischen dem 17. Jahrhundert, das eine beinahe epidemische Explosion ekstatischer und konvulsiver Erscheinungen erlebte, und der Mitte des 18. Jahrhunderts in den Blick, als sich begleitet von dem Einfluss, den die neue Wissenschaft schon nach 1660 ausübte, gewichtige Veränderungen bei der theologischen Interpretation von Besessenheit und Heiligkeit abzeichneten und dieselben religiösen Autoritäten mit Argwohn einen rigoroseren und rationaleren Blick auf solche Phänomene richteten. So verschwand langsam ein «alltäglicher Aristotelismus» (S. 10), eine Wissenschaft auf Anordnung der Orden der «katholischen Riconquista / Rückeroberung» (S. 28) – gelehrt in den Kollegien, aufgenommen vom Klerus, der dort ausgebildet wurde, und angewandt in der Praxis der *discretio spiritum* –,

um der These von der nervösen Hysterie Platz zu machen, die vom Mechanizismus kartesianischen Ursprungs gestützt wurde. Die Vorstellung aristotelischen Ursprungs, dass die Seele mit dem Körper verbunden sei, dass sie eine dreiteilige Funktion erfülle (vegetativ, empfindsam, rational) und durch ihre Verbindung mit der körperlichen Welt von flüchtigen Elementen – den vitalen Geistern – beeinflusst werde, die sie ebenso für die Wahrnehmung wie für das Eindringen dämonischer Kräfte öffne, wick in diesem «bio-theologischen» Paradigmenwechsel, als sich zunehmend die Vorstellung von einem Nervensystem verfestigte, dessen Funktionieren auf einem Organ, dem Gehirn, gründe, das sich anatomisch zergliedern und organisch fassen ließe.

Das erste Kapitel beschreibt die Situation der «theologischen Hegemonie», die das frühe 17. Jahrhundert bei Versuchen der Entschlüsselung und der Beherrschung von ekstatischen und konvulsiven Erscheinungen prägte, die der Sphäre des Fantastischen und Diabolischen zugeschrieben wurden, entgegengesetzte Erscheinungsformen der Kommunikation mit dem Übernatürlichen. Brambilla vergleicht und fasst eine reiche Historiographie zusammen, die in den letzten Jahren über den Vorrat an Überlegungen zur post-tridentinischen Lehre entstanden ist. Dabei zieht sie sowohl den theoretischen Apparat, der für die spirituelle Leitung und die Beherrschung ekstatischer Erscheinungen (ein Wissen, und das ist wichtig, das rein männlich war) ausgearbeitet wurde in ihre Betrachtungen ein, als auch die Spuren eines Erlebens (und auch das ist wichtig, das fast ausschließlich weiblich war), die sich in der engen und problematischen Verbindung mit dem geistigen Führer formten.

Indem die Autorin direkt aus den theologischen Handbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts schöpft, erläutert sie das begriffliche Werkzeug. Es werden also metaphysische Kategorien erläutert, wie Form und Materie, psycho-biologische Kategorien aristotelischen Ursprungs, wie die empfindsame, vegetative und rationale Seele sowie animalische und vitale Geister, ebenso wie die Grundbegriffe der Meditationstechniken, insbesondere diejenigen, die von den Jesuiten vorgeschlagen wurden, wie Kräfte, Affekte, Vorstellungskraft. Ein Erkenntnis-system, das in dem betrachteten Zeitraum dazu neigte, die Medizin unterzuordnen. Diese Dynamik wird bei der Analyse der konvulsiven Erscheinungen offensichtlich, die häufig auf Erkrankungen der Gebärmutter (die mit moralischen, von Theologen beschlossenen Verboten behandelt wurden), oder auf Zauberei und Hexerei (heilbar demnach mit esoterischen Praktiken) zurückgeführt wurden.

Das zweite Kapitel untersucht den Paradigmenwechsel bei der Entschlüsselung «außergewöhnlicher» Erfahrungen, den die Einführung der kartesianischen Perspektive (die die aristotelische ersetzte) in die Medizin mit sich brachte,

welche die *res cogitans* von der *res extensa* – die rationale Erfahrung von der körperlicher Dimension – trennte und die Möglichkeit einer Überlagerung des Physischen und des Geistigen, des Natürlichen und des Übernatürlichen nicht mehr akzeptierte. Die Gemeinschaft der Theologen war empfänglich für diesen Perspektivwandel. Aber weil «die Ideen nicht alleine wandern», sondern «politische und soziale Umstände [erfordern], die ihre Verbreitung begünstigen» (S. 127), dringt das Buch in die Dynamiken ein, die im Herzen der orthodoxen Definition liegen beziehungsweise in den internen Debatten der römischen Kurie. Daraus ergibt sich, dass die wissenschaftliche Entwicklung – und ihre Akzeptanz im theologischen Umfeld – nicht nur mit einem wachsenden Argwohn der kirchlichen Autoritäten gegenüber dem mystischen Enthusiasmus und jenen Techniken geistiger Führung einherging, welche die fantasievollen und sinnlichen Aspekte der mystischen Erfahrung schürten und leicht in krankhaften Beziehungen mit einer problematischen sexuellen Komponente enden konnten, sondern seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts auch mit der Übermacht des frankophilen Lagers, das den Laxismus und die Jesuiten ablehnte, die Befürworter einer «barocken» und sinnlichen Spiritualität waren und Träger der scholastischen Kultur.

Das dritte Kapitel schließlich behandelt den Paradigmenwechsel in seiner letzten Phase: In den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts sahen sich Mediziner und Theologen mit den rätselhaften Konvulsionen der «Jungfrau von Cremona» konfrontiert, ein Rätsel, das nur eine Ursache haben konnte, eine hysterische Störung. Aber von übernatürlichen Ursachen, von Besessenheit war nie die Rede.

Mit dem Rückzug des scholastischen Aristotelismus verlor nicht nur die erkenntnistheoretische Annahme an Bedeutung, die es erlaubte, die Grenzen zwischen Innerem und Äußerem, zwischen Sinnen und Objekten, zwischen Körpern und Geistern als ständig offen zu betrachten, und also die Möglichkeit von dämonischer Besessenheit und Ekstase (die im Titel angesprochenen «corpi invasi» und «viaggi dell'anima») in Betracht zu ziehen, sondern auch die Voraussetzung – und hier also der biopolitische Aspekt des erkenntnistheoretischen Wandels – für den Ablauf jener religiösen Praktiken (allen voran der Exorzismen), die dieses System beeinflussen wollten. Der Körper verschloss sich dem Einfluss diabolischer Geister und öffnete sich der medizinischen Interpretation; dieses triumphale Ergebnis der Medizin lässt das Buch gerade erahnen und macht an seiner Schwelle Halt. In der Übergangsphase, die von Brambilla fokussiert wird, kam es tatsächlich weniger zu einer offenen Konfrontation zwischen zwei entgegengesetzten Zweigen – nämlich Theologie und Medizin – und zwei Gruppen von Vertretern der jeweiligen Wissen – nämlich Theologen und Mediziner – als vielmehr zu einer wechselseitigen «Plünderung»

von Kategorien und Haltungen. Die religiösen Autoritäten (Brambilla konzentriert sich auf das italienische Umfeld) versuchten angesichts der aufkommenden neuen Wissenschaft deren Instrumentarium zu übernehmen, was nicht immer reibungslos verlief. Die Medizin ihrerseits war weder frei von moralisierenden Haltungen (die gestörte Sexualität der hysterischen Frau ist mit einer guten Ehe zu «heilen»), noch erstverantwortlich für die «Hysterisierung» des weiblichen Körpers und Verhaltens, deren Grundlagen vielmehr vom theologischen Diskurs gelegt worden seien; so wie die Unterdrückungs- und Zwangssysteme in den psychiatrischen Einrichtungen keine Erfindung der Medizin des 18. Jahrhunderts seien, sondern ihre Vorbilder in den Konventen hätten. Mit diesen Elementen nimmt die Untersuchung von Brambilla eine andere und komplementäre Position gegenüber der «klassischen» Geschichte des Wahnsinns foucaultschen Ursprungs ein, die sich vor allem auf das 19. Jahrhundert und den Gegensatz zwischen Medizin und religiösem Diskurs konzentriert, ohne freilich auf die Kontinuitäten, die Anleihen und Umdeklarierungen einzugehen, die sich im Verlauf des Säkularisierungsprozesses der dämonischen Besessenheit in Hysterie ergaben.

Fernanda Alfieri

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Alberto Mario BANTI - Antonio CHIAVISTELLI - Luca MANNORI - Marco MERIGGI (Hrsg.), *Atlante culturale del Risorgimento. Lessico del linguaggio politico dal Settecento all'Unità*, Roma - Bari, Laterza, 2011, ISBN 978-88-420-9589-7

Der *Atlante culturale del Risorgimento. Lessico del linguaggio politico dal Settecento all'Unità* leistet einen wichtigen Beitrag zur italienischen Risorgimento-Forschung. Allem voran fällt die originelle Perspektive auf, aus der das Risorgimento betrachtet wird. Die konzeptionelle Ebene und die emotionalen Aspekte überstimmen die Ereignisse und die Persönlichkeiten. Der Band, der Beiträge von Risorgimentoforschern und Historikern des 18. und 19. Jahrhunderts vereint, enthält insgesamt 28 Beiträge zu vier Themenbereichen. *La percezione del tempo storico*, *Campi dell'esperienza*, *Il soggetto nazionale* sowie *L'immaginario istituzionale*. Vor dem Hintergrund dieser lexikalischen Bereiche zeichnet sich das diskursive Modell ab, welches es erlaubt, «die Untersuchung der Innenwelt der risorgimentalen Eliten» ermöglicht (S. VI). Die Aufmerksamkeit der Autoren gilt einer Reihe von Stichworten wie Liberalismus, Nation, Dekadenz und Ver-

fassung, die zur Gestaltung der politisch-lexikalischen Konstellation beigetragen haben und den Protagonisten der Epoche die ideologischen Waffen lieferten.

Das Buch enthüllt und betont die Komplexität, welche die Aufnahme und das Zirkulieren der Worte gekennzeichnet hat, die einen Teil dieses politischen Ideenkatalogs ausmachten. Bezeichnend ist, dass die Aufmerksamkeit auf die Art und Weise gelenkt wird, wie die Stichworte in die vor der Einigung Italiens häufig unzusammenhängend geführte Debatte einfließen. Viele Worte mussten mit anderen wetteifern, um sich in schwierigen und widersprüchlichen Situationen zu behaupten, die häufig sowohl von den politischen Umständen als auch den unterschiedlichen ideologischen Positionen der Aktivisten beeinflusst wurden, die sich ihrer bedienten. Als Beispiel sei die Untersuchung zum Stichwort «unità» von Luca Mannori angeführt: das Wort wurde während der drei Revolutionsjahre, als Italien unter französischer Herrschaft stand, in die «italienische» politisch-institutionelle Sprache eingeführt; politisch gerechtfertigt wurde es zu Beginn der 30er Jahre von Mazzani und prallte dann schnell gegen die politische Praxis auf lokaler Ebene und die Auseinandersetzung, welche das Risorgimento in der Diskussion um die konstitutionelle Natur des künftigen Staates kennzeichnete. Zumindest bis in die 50er Jahre spielte die Idee der «unità» im politischen Diskurs der Eliten kaum eine Rolle, durchsetzen konnte sie sich erst mit den Savoyern.

Die diachron ausgeführte Rekonstruktion dieser linguistisch-politischen und kulturellen Kategorien findet in einem chronologisch klar begrenzten Rahmen statt, der vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Vorabend der nationalen Einheit reicht. Der untersuchte Zeitrahmen stellt einen entscheidenden Moment für die 'italienische' Gesellschaft dar. Vor dem Hintergrund der revolutionären Stimmung tritt die politische Aktion an die Stelle der Theorie: Die Politik wird gemacht und gelebt. Die Auswirkungen auf die politische Kultur im Allgemeinen und auf die Sprache im Speziellen, sind entscheidend. Für den politischen Sprachgebrauch handelt es sich um eine privilegierte Zeit, die einen neuen Wortschatz hervorbringt. Interessant ist insofern der Wandel des Neologismus «Risorgimento», bearbeitet von Alberto Mario Banti, der mit den 30er Jahren an politischer Bedeutung gewinnt und zu einem Slogan wurde, der gegensätzliche politische Kräfte vereinen konnte; ferner einer der wenigen Begriffe, dessen Bedeutung einen Wandel vom politischen zum wissenschaftlichen Bereich vollzieht. Mit dem Wort sollte sich ein fester Wissenszweig der historischen Forschung institutionalisieren. Am Ende des 19. Jahrhunderts beginnt es Teil des historiographischen Sprachgebrauchs zu werden, und zu Beginn des 20. Jahrhunderts werden die ersten Lehrstühle für Geschichte des Risorgimento eingerichtet.

Gleichzeitig erneuerte sich der frühere politisch-kulturelle Wortschatz auf radikale Weise und verließ allmählich den engen Kreis der gelehrten Eliten,

um sich in einem neuen sozialen Kontext zu etablieren, wo die Gestaltung der öffentlichen Meinung eine große Rolle spielte. Die politischen und sozialen Ereignisse, die mit diesen Umwälzungen verbunden waren, wirkten sich direkt auf die Sprache aus. Bedeutungsvoll ist der Begriff «esilio», bearbeitet von Maurizio Isabella, der Bedeutungen unterschiedlicher Herkunft vereint. Wichtige Beiträge kamen aus der Literatur und der Kultur der Romantik, welche das Befinden des Verbannten priesen, indem sie eine salonfähige genealogische Kette zu den Verbannten der Vergangenheit herstellten und eine Verbindung zwischen Exil, Heimat und Freiheit bestätigten, die zu einer neuen kollektiven Gesinnung unter den Verbannten führte.

Ebenso wichtig ist die lexikalische Kontamination aus dem religiösen Sprachgebrauch. Die Befreiung der eigenen Heimat wurde zum Ziel des politischen Aktivismus von «Pilgern» und «Aposteln» in der nationalen Sache (S.70-71). Beachtung verdient auch der methodologische Ansatz des Buches; er ist das Ergebnis einer Untersuchung, die sich auf die Analyse einer breiten Quellenbasis stützt: Abhandlungen, Pamphlete, Gedichte, Romane, Wörterbücher, Gesetzesakten, Tagebücher und Briefe. Der historiographische Ansatz, der den Blick auf das Begriffsmaterial der Erfahrung des Risorgimento lenkt, ist derjenige der Kultur- und Begriffsgeschichte. Die reiche Dokumentation wurde durch den Vergleich von Quellen untersucht, die sich hinsichtlich ihrer Verbreitung, Art und narrativer Absicht unterscheiden und fokussiert häufig die einzelnen Ansichten der Intellektuellen und politisch aktiven Denker. Ziel dieses Buches ist es also mit dem Versuch einer «Geschichte der patriotischen Mentalität» (S. VI) zur Initiation einer neuen Forschungsrichtung beizutragen.

Insofern trifft das Buch eine «minimalistische Auswahl» aus dem Katalog der untersuchten Stichwörter, wie in der Einleitung betont wird (S. VI). Vielleicht hätten jedoch auch andere wichtige Worte einer Erwähnung verdient («storia», «tirannia», «dispotismo», «rivoluzione», «culto», «educazione», «nemico»), nicht nur um den traditionellen historiographischen Rahmen aufzufrischen, sondern auch um eine Darstellung der ideologischen Kulisse der Epoche in ihrer gesamten Komplexität zu gewähren.

Außen vor bleibt die Frau. Entwicklung, Anwendung und Verbreitung des Begriffsmaterials, welches die politischen Diskurse jener Zeit prägte, waren – wie man weiß – das Produkt einer ausschließlich männlichen politisch-intellektuellen Elite. Freilich gab es einige herausragende weibliche Figuren im Verlauf des Risorgimento. Mitstreiterinnen an Seite der Männer (Cristina Trivulzio und Colomba Antonietti), Schriftstellerinnen (Bianca Rebizza und Cristina Trivulzio Belgiojoso) und Gastgeberinnen von Salons die den neuen politischen Ideen aufgeschlossen gegenüberstanden (Giuseppina Morosini Negroni).

Nur unter dem von S. Patriarca bearbeiteten Stichwort «Italiana/Italiane» findet sich ein kurzer Abschnitt über die Rolle der Frau, wo es heißt, dass «das Risorgimento mit den Italienern auch die Italienerinnen hervorbrachte, nicht nur als politische Subjekte sondern auch als Objekte des patriotischen Diskurses» (S. 209); eine Rolle, der jedenfalls kein angemessener Platz eingeräumt wird.

Außerdem hätte es sich gelohnt, dem Wortschatz, der – um eine fotografische Metapher zu verwenden – das «Negativ» der gesamten risorgimentalen Diskursbildung darstellt, mehr Beachtung zu schenken. Obwohl diese Wörter hinsichtlich der sich schließlich durchsetzenden Terminologie eine «chromatische» Bedeutung hatten, trugen sie dennoch zur bildlichen Gestaltung risorgimentalen Diskurses bei. Man müsste die Wörter berücksichtigen, die aus der politisch-linguistischen Auseinandersetzung herausfielen und die trotz ihrer wichtige Rolle in der Herausbildung des patriotischen Diskurses des Risorgimento zu zentralen Themen anderer Diskurse wurden. Beispiele hierfür gibt es zuhauf: Man denke etwa an Begriffskonzepte wie «unione» oder «federalismo», die im politischen Diskurs des Risorgimento mit dem Begriff «unità» rivalisierten; oder an die semantische Flexibilität von Wörtern wie «liberali» und «liberalismo», die je nach Zeit, Ort und sozialer Herkunft Bedeutungen annahmen, die mit Stichwörtern wie «conspiratore» und «socialismo» gleichgesetzt wurden; oder an den Ausschluss pejorativer Begriffe wie «moltitudine», «turba» oder «massa», gegen die sich das Wort «popolo» durchsetzte.

Christian Bonazza

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Marcello CARMAGNANI, *Le isole del lusso. Prodotti esotici, nuovi consumi e cultura europea 1650-1800*, Torino, Utet, 2010, S. XIII-284, ISBN 978-88-02-08036-9

Ziel des Autors ist die Rekonstruktion der Rolle der außereuropäischen Güter beim Auslösen der Revolution des modernen Konsums und bei den gesellschaftlichen Veränderungen in Folge des zunehmenden Handels und der neuen Wechselbeziehungen zwischen Europa, Amerika und Asien mit dem Ende 17. und im Verlauf des 18. Jahrhunderts.

Das Buch hat sieben Kapitel. In den ersten drei analysiert der Autor die Debatte, die mit der Polemik gegen den Luxus begann und den Weg zur Handels- und

Konsumfreiheit rechtfertigt. Das erste Kapitel beginnt mit der Untersuchung der Schriften einiger englischer Verfasser, die begannen, die Gesetze gegen den Luxus zu kritisieren, welche im Namen einer ausgewogenen Handelsbilanz den Einfuhr von Luxusgütern einschränkten. Wie das Kapitel zeigt, setzte sich am Ende des 17. Jahrhunderts die Unterscheidung zwischen einer moralischen Dimension von Luxus und seiner sozialen Dimension durch, welche auf dessen Fähigkeit beruht, Beschäftigung zu erzeugen, Einkommen zu erhöhen und das Handlungsfähigkeit von Regierungen auszubauen. Alle Autoren stimmen darin überein, dass es an den Autoritäten sei, politische Maßnahmen zum Ausgleich von Luxus und Handel zu entwickeln. Besonderes Gewicht kommt unter diesen Denkern Bernard de Mandeville zu, der die französischen und holländischen Beiträge zum Problem des Luxus‘ neu überdachte und innovative Ideen zum Konsum und zur Neigung zum Konsum entwickelte. Er nahm Bezug auf die Auffassung, dass Kultur das Ergebnis menschlicher Interaktionen, die in der Pluralität von materiellem und immateriellem Austausch zum Ausdruck kommt, und behauptete, dass diese ohne die moralischen Zügel von Tugend und Laster zu rein instrumentalen Aktionen würden, die darauf zielten, «dem Erfolg des eigenen Ranges» zu entsprechen (S. 13). Durch diese Überlegungen wurde der Konsum, sowohl von zur Deckung der Grundbedürfnisse notwendigen Gütern als auch von Produktions- oder Luxusgütern zu einem dynamischen Faktor des Wirtschaftswachstums, des Reichtums und der Macht der Nationen.

Diese Überlegungen entstanden unter dem Eindruck der Veränderungen, die sich zwischen der Mitte des 17. und der ersten Hälfte des darauf folgenden Jahrhunderts abzeichneten. In diesem Zeitraum versechsfachte sich der Import außereuropäischer Waren in Europa, sodass Asien mit Nord-, Mittel- und Südamerika im Welthandel ca. ein Drittel des Gesamtvolumens ausmachte. Protagonisten dieser kommerziellen Revolution waren Länder wie die Niederlande, England und Frankreich.

Die rasche Verbreitung des Tee-, Kaffee- und Kakaokonsums, der zum Zucker- und Tabakverbrauch hinzukam, trug zum Wandel des Begriffs von Luxus bei. Von Pietro Verri stammt die erste Definition des Verbrauchers und seiner Rolle als grundlegendem und autonomem Mitwirkenden an dem Prozess, der Produktion und Konsum festlegt (S. 81). In den Schriften von Adam Smith findet sich die Formulierung, dass der Markt durch den Tausch von überschüssigen Gütern und Dienstleistungen, deren Steigerung durch die stetig zunehmende Arbeitsteilung und Merkantilisierung gefördert werde, den Konsum gestaltet. Die Verbindung von Produkt, Arbeit und Konsum erlaubt es Smith, den Konsum und seine verschiedenen Formen neu zu definieren und deren ursprünglich negatives Bild zu überwinden. In diesem historischen Moment, in dem das Gebot «nich consu-

miere, also bin ich» vorherrscht – um Zygmunt Bauman («Leben als Konsum», 2009) zu paraphrasieren, in dem der Verbraucher selbst unbewusst zur Ware geworden ist, werden eine Reihe von Schriften aus dem 18. Jahrhundert wieder aktuell, um die Entstehung der «Konsumentengesellschaft» nachzuvollziehen. In dieser Phase kamen zu den Kategorien «Bedarfsgüter» und «Luxusgüter» zwei weitere Klassifizierungen hinzu: der «Grundbedarf» (Salz, Leder, Seife, Kerzen, Mehl usw.) und der «gehobene Bedarf» (Fleisch, Spirituosen, Zucker, Tabak, Gewürze, Tee, Kaffee, Stoffe usw.). Es entstand also dank der Verbesserung der materiellen und der immateriellen Verhältnisse eine Bidimensionalität des Konsums; mit anderen Worten «der Wunsch nach Bequemlichkeit und Zierrat ...» sowie der Überwindung der Vorstellung, dass der Konsum bestimmter Güter moralischen Schaden erzeuge (S. 93). Die neue Wirtschaftspolitik, die aus diesen Überlegungen hervorging und auf der Freiheit der Wirtschaftsteilnehmer beruhte, schrieb dem Konsum und den Konsumenten bei der Gestaltung des Marktes eine Spitzenrolle zu und der Wahl der Konsumenten bei der Definierung der kollektiven Wirtschaftsentscheidungen eine Hauptrolle.

In den folgenden Kapiteln untersucht Carmagnani detailliert den zunächst problematischen und ab 1710 explosiven Anstieg des Konsums neuer Güter, der mit der ersten Expansion des Importes von indischen Webwaren einherging. Das Auftauchen dieser Produkte – zwei davon asiatischen Ursprungs: chinesischer Tee und Stoffe aus indischer Baumwolle; zwei aus Asien und Amerika: nämlich Zucker und Kaffee; und schließlich Tabak, der sowohl in Nord- als auch in Südamerika angebaut wurde –, wurde nach Ansicht zeitgenössischer Denker ein wichtiger Bestandteil der interaktiven Dynamik zwischen Produktion und Konsum sowie des Erfolgs der kommerziellen Gesellschaft. Dazu kam es, weil die Arbeitsteilung zunahm, der Handel sich ausweitete, die Geldwirtschaft verstärkt wurde, was zusammen mit der Gewinnsteigerung zu verbreitetem wirtschaftlichen Wohlstand führte. Wie der Autor zeigt, rief die Ankunft dieser Neuheiten auf dem Markt anfangs eine Reflexion medizinischer Natur hervor, die zu einer Überlegung mit dem Luxus wurde, und dann endlich in der Debatte der entstehenden Volkswirtschaft mündete. Im dritten Kapitel rekonstruiert er die Geschichte der in Europa erschienen Veröffentlichungen über Nutzen und Wohltat von Tabak und Kaffee, die sich jedoch die Feindschaft der Mediziner zuzogen, die in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts von der medizinische Fakultät von Paris und dem Ärzte-Kolleg von Marseilles angeführt wurden. Diese Polemik – so erklärt uns der Autor – ging über die Grenzen des Kontinents hinaus und bezog in England die Gegner der East India Company mit ein, die angeklagt wurde, Waren in Umlauf zu bringen, die zu «ungezügelter Sexualität» und «unmäßiger Vergiftung» führten. Aber die Verbreitung dieser neuartigen Konsumgüter führte auch zur Verbreitung neuer Lokale: den Kaffee-

und Schokoladenhäusern; hier zirkulierten Zeitungen und eine neue Form von Geselligkeit nahm dort ihren Ursprung. Auf zeitgenössische Quellen gestützt zeigt der Autor, dass beispielsweise die Anzahl der Kaffeehäuser in Paris von etwa zehn im Jahre 1679 bereits dreißig Jahre später auf über dreihundert angestiegen war. Dort, wo die häusliche Einheit in der Lage gewesen war, die eigene Arbeit neu zu organisieren, um so die Menge der produzierten Güter zu maximieren, kam es bei Arbeiterklasse und der Mittelschicht zu einer Erhöhung der freien Mittel, was die Ausweitung des Konsums ermöglichte, der dynamisch wurde statt zu stagnieren. Die Zunahme der Arbeitsintensität der familiären Arbeitskräfte erzeugte eine Zunahme des Angebots an Handelsgütern, erhöhte Geldeinnahmen und steigerte die Nachfrage nach jenen Gütern, die für Geld zu erwerben waren, was zwischen 1650 und 1800 zu einer Verbesserung des Lebensstandards der Arbeiterklasse führte. Dokumentiert ist diese Entwicklung zum Beispiel auch in Inventaren, welche eine große Bandbreite von Gütern belegen, die übrigens auch den italienischen Quellen zu entnehmen ist.

In Kapitel fünf und sechs untersucht Carmagnani die fünf Produkte detailliert und getrennt. Er will das neue Konsumverhalten beleuchten, den Zusammenhang zwischen Produktion und Gebrauch der neuen Güter, um ihren Nutzen, ihren Zustimmunggrad, ihren Markt und den sozialen Status des Verbrauchers zu rekonstruieren. Ähnlich wie den anderen außereuropäischen Gütern ging es auch dem Tabak, dessen Siegeszug von einer anfänglichen Verdammung bis hin zur völligen Akzeptanz als Pionier unter den neuen Luxusgütern gekennzeichnet war. Am Beispiel des Tabaks, der zuerst wegen seiner heilenden Wirkungen (gegen die Pest, gegen Migräne und Geschlechtskrankheiten) eingenommen wurde, dann in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert rasch im privaten und öffentlichen Gebrauch auch dank der staatlichen Förderungsmaßnahmen, die auf die Besteuerung des Konsums abzielten (das erste königliche Monopol hatte Portugal), Fuß fasste, lassen sich die Attraktivität, die Wechselwirkungen und der Einfluss dieser neuen Produkte auf die Wirtschaft und den europäischen Lebensstandard beispielhaft ablesen.

Katia Occhi

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Mario ISNENGI, *Storia d'Italia. I fatti e le percezioni dal Risorgimento alla società dello spettacolo*, Roma - Bari, Laterza, 2001, 677 S., ISBN 978-88-420-8757-1

Mario Isnenghi war einer der wichtigsten Vertreter der italienischen Zeitgeschichtsschreibung der letzten vierzig Jahre. Einige seiner Bücher (*I vinti di Caporetto nella letteratura di guerra* aus dem Jahr 1967 und vor allem *Il mito della Grande Guerra*, zuerst 1970 veröffentlicht und später überarbeitet und erweitert) waren Eckpfeiler der Kurswende in der Erforschung des ersten Weltkriegs in Italien. Andere, wie eben *Il mito della Grande Guerra* oder auch *Le guerre degli italiani* aus dem Jahr 1989, markierten die Ausrichtung auf neue Perspektiven im Bereich der italienischen Kriegsgeschichtsforschung, ein Gebiet, das gerade dank Isnenghis Arbeiten allmählich erste Schritte auf eine Öffnung in Richtung Kulturgeschichte hin machte; dieser Prozess stieß auf Widerstände und ist noch nicht abgeschlossen. Mit *L'Italia in piazza* (1994) eröffnete der Autor eine Perspektive auf den Einsatz des öffentlichen Raumes für die Inszenierung nationaler Rituale und das politische Ringen im 19. und 20. Jahrhundert, die hinsichtlich Weitblick und Originalität noch heute ihres Gleichen sucht. Und schließlich war es Isnenghi, der sich bei einem relativ breiten Publikum zum Mittelsman der Kategorie «Erinnerungsorte» machte, als er bei Laterza Ende der 90er Jahre die beiden Bücher *I luoghi della memoria. Personaggi e date dell'Italia unita* und *Strutture ed eventi dell'Italia unita* (1997) veröffentlichte, die sich am gleichnamigen Werk Pierre Noras inspirierten. Schon allein diese Beiträge (ganz zu schweigen von einer umfangreichen Produktion oft höchst origineller Aufsätze) machen Isnenghi zu einem Ausgangspunkt zum Verständnis der Veränderungen in der Geschichtsforschung und der Sensibilität der Leser (denen Isnenghis lebhaft und gefällige Schriften immer verpflichtet waren) gegenüber der Geschichte des Risorgimento und des 20. Jahrhunderts. Die *Storia d'Italia. I fatti e le percezioni dal Risorgimento alla società dello spettacolo*, sein letztes Werk, kann also als wichtige konzeptuelle Karte der gesamten italienischen Zeitgeschichtsschreibung betrachtet werden – jenseits von Isnenghis eigener historiographischen Produktion. Das Buch möchte sich, wie in der Einleitung erklärt wurde, als «Reise durch Italien», aber auch als Bilanz verstanden wissen: eine Bilanz der Nationalgeschichte anlässlich der Feierlichkeiten zum 150. Jubiläum, aber auch als *summa* aus vierzig Jahren Historikerhandwerk, «Intarsie der vorangegangenen Arbeiten», was ein aufmerksamer Leser wie Gian Piero Brunetta hervorgehoben hat (S. 5). Ein Beitrag zur *ego-histoire* also, um eine weitere Formel Noras zu bemühen? Zumindest zum Teil. Die Gliederung des Buches bietet in der Tat wenig zu einer ausdrücklich autobiographischen Dimension. Die zwölf, hinsichtlich Umfang und Quellen bisweilen sehr unterschiedlichen Kapitel, skandieren die Konstruktion des

Staates und der nationalen Identität (I-IV), durchschreiten die Aporien des unvollendeten Liberalismus und der politischen Partizipation in den Jahren von Crispi und Giolitti (V-VI), den Ersten Weltkrieg, die Krise des Liberalstaates und das Aufkommen des Faschismus (VII-IX), das faschistische Regime und den zweiten Weltkrieg (X-XI), und schließlich – in einem langen zwölften Kapitel von weiteren hundert Seiten – das Italien der Nachkriegszeit und der Republik, von der verfassungsgebenden Versammlung (fast) bis zu Berlusconi. Nur in der Einleitung und – weniger explizit – auf den letzten Seiten, die sich um das schwierige Leben der italienischen Linken und die institutionelle Krise der 90er Jahre drehen, kommt das «Ich» des Historikers zum Vorschein und tritt mit dem Leser in einen direkten Dialog. Im Übrigen spiegelt der Blick des Autors die Vielfalt seiner Interessen und seiner Annäherungsweise an Gegenstände und Lektüren, die weit mehr als anderthalb Jahrhunderte Geschichte behandeln und Überlegungen und Forschungen reflektieren, die hinsichtlich ihrer analytischen Methoden und Originalität nicht immer homogen sind. In der Tat hat man nach der Lektüre der *Storia d'Italia* das Gefühl, dass es sich um einen stark heterogenen Text handelt, in dem anregende und innovative Beiträge auf Kapitel von eher eingeschränktem Interesse folgen. Die Seiten, die der «Kindheit der Nation» gewidmet sind, besonders diejenigen, die dem Thema frühkindliche Bildung und Erziehung zur Männlichkeit in der Öffentlichkeit und in der Privatsphäre des 19. Jahrhunderts gewidmet sind, und das Kapitel über das «Frausein» im Italien der einsetzenden Moderne zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert sind (nicht nur für den Nicht-Fachmann oder für den nicht-italienischen Leser) eine Gelegenheit, sich mit noch wenig beachtete Themen vertraut zu machen und für welche originelle Lesarten und Perspektiven angeboten werden. Anderswo stößt man freilich auf Kapitel, in denen seltsamerweise jede reale Auseinandersetzung mit den neusten Forschungen und bisweilen auch mit einigen der bedeutendsten Wissenschaftler der nationalen Geschichtsschreibung fehlt. Es ist zum Beispiel recht eigenwillig, dass der Autor von nationaler Identität spricht und dabei die Arbeiten von Alberto Banti beinahe völlig außer Acht lässt (im ganzen Band wird dieser nur einmal zitiert, und zwar als Doktorvater, S. 185), oder dass Namen von Historikern wie Emilio Gentile oder Maurizio Ridolfi, die doch nicht zu vernachlässigende Beiträge zur italienischen Zeitgeschichte geleistet haben, in der Bibliographie nicht vorkommen. Die Kapitel, die den Ersten Weltkrieg und den Faschismus behandeln, lassen schlichtweg verschiedene neue Forschungsansätze der letzten zehn Jahren außer Acht und liefern so einen relativ klareren Einblick in das, was der kritischste Punkt der *Storia d'Italia* zu sein scheint: die Verschließung des Autors – zumindest was einige Themen betrifft – gegenüber von Beiträgen, die nicht aus seiner historiographischen Schule – das heißt der Universität

Venedig – und von seinen Schülern oder von einigen Freunden und Mitarbeitern älteren Datums stammen. Zu einem Großteil lässt sich dieses Problem – vor allem was die beiden Weltkriege und das faschistische Italien betrifft – darauf zurückführen, dass sich der Autor mit dem großen mehrbändigen Werk identifiziert, das von ihm geleitet und (mit Ausnahme von Band V, *Le armi della Repubblica*, der von Nicola Labanca herausgegeben wurde) in Zusammenarbeit mit seinen Schülern herausgegeben wurde, *Gli italiani in guerra. Conflitti, identità, memorie dal Risorgimento ai giorni nostri* (UTET 2008/2009). Mit einer weitreichenden Planung im Hintergrund und der Beteiligung von dutzenden Mitarbeitern stellte *Gli italiani in Guerra* eine besonders beeindruckende Herausforderung dar. Es sollte einen knappen Überblick über die Geschichte der Kriege Italiens bieten und gleichzeitig ein ausdrücklich breites Publikum mit den neusten Entwicklungen in der «Militärgeschichte» und – vor allem – einer neuen Historikergeneration bekannt machen. Gelungen ist diese Unterfänge jedoch nur zum Teil: Einige Bände boten die Gelegenheit zu durchdachter Teamarbeit, um brillante Untersuchungen auch anderen zugänglich zu machen und nützliche Vergleiche anzustellen, andere wurden freilich eher planlos und nachlässig betreut. Beim Lesen vieler Seiten der komplexen Darstellung der italienischen Geschichte entsteht der Eindruck, dass Isnenghi die unterschiedliche Qualität von *Gli Italiani in guerra* nicht erfassen konnte oder wollte, und sie in vielerlei Hinsicht zu seinem ausschließlichen Bezugspunkt erkoren hat. Es wurden so Lesarten und Interpretationslinien ausgeblendet, die seine Erzählung sicherlich bereichert hätten. Auch deswegen bietet die Lektüre der *Storia d'Italia* einen faszinierenden und fesselnden Einblick in die Arbeit eines großen Historikers, eine überzeugende Gesamtdarstellung der Geschichte eines Landes bietet sie freilich nicht.

Marco Mondini

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Alberto M. BANTI, *Sublime madre nostra. La nazione italiana dal Risorgimento al fascismo*, Roma - Bari, Laterza, 2011, 208 S., ISBN 978-88-420-9534-7

In einer brillant geschriebenen Monografie, die pünktlich zum 150. Geburtstag der italienischen Einheit von Laterza herausgegeben worden ist, hat Alberto M. Banti, Professor an der Universität Pisa, den italienischen Nationsdiskurs re-

konstruiert. Hauptargument des Autors ist, dass drei Leitfiguren diesen Diskurs vom Risorgimento bis zum Faschismus strukturieren. In anderen Worten: die Samen des aggressiven Nationaldiskurses eines Mussolini keimen schon im Risorgimento, und es gibt nichts wirklich Neues in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, das nicht schon im 19. von den Hauptaktoren geäußert worden ist. Bantis Interesse für die rhetorische Konstruktion der italienischen Nation ist älter als diese Monografie. Schon im Jahr 2000 hatte er eine vielgelobte Studie zum Ursprung des vereinigten Italiens, die auch auf die Kommunikation fokussierte (*La nazione del Risorgimento*), verfasst. Dort hatte er eine Reihe von Gedichtbänden, geschichtlicher Abhandlungen, Literatur und Essays, die zur Zeit des Risorgimento das Thema der italienischen Nation behandelten, analysiert und herausgefunden, dass sie ähnliche rhetorische Figuren und Begriffe übernahmen, ganz egal welcher politischen Couleur ihre Autoren waren: er nannte es «elementare Morphologie des nationalen Diskurses». In *Sublime Madre Nostra* übernimmt er diese Perspektive wieder: die These dreht sich um die Existenz einer rhetorischen Struktur, die für den italienischen Nationsdiskurs grundlegenden sei, eine «morphologische Essenz», eine «morphologische Matrix», «morphologische Struktur», und eine «morphologische Kontinuität». Diese tiefe Struktur wird von unserem Autor mit Hilfe dreier «mythographischer» Leitfiguren entlarvt, die schon in *La nazione del Risorgimento* auftraten, und zwar: (a) Die Nation als Familie, Abstammung; (b) Die Nation als eine Opfergemeinschaft; (c) Die Nation als eine *gendered* Gemeinde (S. VII). Die drei Figuren werden dann in vier Kapiteln entfaltet, die die Chronologie von der Geburt Italiens bis zum Ende des Faschismus verfolgen, und der Autor zeigt dabei, wie erfolgreich sie blieben. Diese extreme Performativität erklärt er durch die gefühlsgeladene Rhetorik der Intellektuellen (S. 9), die die breiten analphabetischen und bis jetzt aus der Sphäre der Politik ausgeschlossenen Massen erreichen wollte, sowie durch die breite Diffusion bei den Medien. Im 1. Kapitel, *La nazione del Risorgimento*, erklärt Banti wie – sei es durch Imitation, sei es als Reaktion auf die französischen Ereignisse – der vereinigte italienische Staat bald als notwendiger Ausdruck einer einzigen italienischen nationalen Gemeinschaft gesehen wird, die in kohärenten Institutionen vertreten werden sollte (S. 3). Dies ist umso überraschender, da die für die italienische Nation als unerlässlich erachtete italienische Sprache nur von einer sehr kleinen Minderheit sogenannter «Italiener» gesprochen und verstanden wurde, die kaum die Möglichkeit hatte, die «Urliteratur» des italienischen Volkes zu lesen und zu verstehen: weniger als 10% der Bevölkerung sprach Anfang des 19. Jahrhunderts Italienisch. Deshalb betont Banti mehrmals die Kontingenz von dem, was zwischen 1815 und 1861 stattfand, nämlich die progressive Legitimierung des nationalen Lexikons und der Mythen auf solch einer mürben Basis. Unter

anderem zeigt er, wie die vereinigte Nation, die sich den Zeitgenossen zuerst als politische Möglichkeit darstellte, schon bald von ihnen als natürlich und naturgegeben präsentiert wird. Nationalistische und xenophobe Reaktionen weisen nach Banti schon lange vor der Geburt der italienischen Nation darauf hin, wie man die Performativität der Nationsmythographie an der politischen Realität messen sollte. Geschickt dekonstruiert er das, was er Para-Religion nennt, mit ihren «nationalen Heiligen», die die Funktion eines Spiegels für die «Gläubigen» übernehmen und die als Statuen auf öffentlichen Plätzen garantieren, dass der semiotische Zirkel auch nach ihrem Tod weiterfunktioniert. Schließlich fokussiert er auf die leitenden Figuren der generationalen Ansprüche des Nationsdiskurses, nämlich *Onore* und *Virtù*. Im 2. Kapitel, *Amor di Patria* (S. 52) geht es zuerst um die neue italienische Staatsangehörigkeit, die zwischen dem *Ius sanguinis* (als Fundamentalkriterium) und dem *ius soli* pendelt. In dem Debüt der italienischen Einheit wird ein semantisches Feld der Gefühle von den Autoren des Risorgimento entwickelt, das bald biopolitische Beiklänge annimmt. Die martyriologische Mystik geht bis in die Schulen hinein und soll dabei eine Gedächtnisgemeinschaft bilden («Cuore», De Amicis). Die Frauen werden als zukünftige *Mater Dolorosa* erzogen, bereit ihre Emotionen zu disziplinieren und ihre Söhne fürs Vaterland zu opfern. Im martyriologischen Diskurs gibt es kaum blutige Verletzungen, nur schnelle und heroische Todesarten, denen man dann auf Altären und in Zeremonien gedenken kann. Im 3. Kapitel, *La consacrazione degli eroi* (S. 94) verfolgt der Autor die chronologische Linie weiter bis zum ersten Weltkrieg. Hier lernen wir Gino kennen, einen Sohn der italienischen Bourgeoisie: zuerst an der Front mit den *Arditi* (Stoßtruppen), dann kämpft er in Libyen, geht mit D'Annunzio nach Fiume, und tritt schließlich dem Faschismus bei (S. 96). Möglich wird diese Biographie dank des extrem effizienten diskursiven Nationsmodells, das sogar aus den privaten Tagebüchern und Briefen der Soldaten der *Grande Guerra* spricht (über mehr als 20 zu lange Seiten zitiert Banti aus *Momenti della vita di guerra* von Omodeo, weniger hätten es auch getan). Vor allem im Fall des libyschen Krieges, wo die «Zivilisierten» gegen die «Barbaren» kämpfen, stützen sich christlicher missionarischer Diskurs und Nationsdiskurs aufeinander (S. 124). Die Figur des Martyriums im öffentlichen Raum wird erneut verwendet, wie z.B. bei der Erstellung des Grabmals des unbekanntes Soldaten (S. 137). Im letzten Kapitel, *Sangue e Suolo* (S. 146), beschreibt Banti was man die Apotheose der *master narrative* der Nation nennen könnte. Wieder zu Hause fühlen die Soldaten Unbehagen an der italienischen Realität. Der Faschismus übernimmt deshalb die diskursive Tradition der Nation als regenerative Macht (S. 155), in die Richtung aber einer Stärkung ihrer biopolitischen Grenzen. Der Autor verfolgt die Entwicklung der Rassengesetze und zeigt inwiefern die grandiosen

faschistischen Rituale und Monumente, die immer wieder das Martyrium preisen, die Verehrung der Frauen als Mütter der Märtyrer, die Zentralfigur der Genealogie und des Blutes im faschistischen Imaginären, die Union zwischen Faschismus und Katholizismus, nichts anderes als eine weitere Entwicklung des Nationsdiskursen des Risorgimento sind. Zum Schluss ergreift der Autor die Gelegenheit, den bis heute gebräuchlichen Rückgriff von Politikern auf den Nationsdiskurs (Denkmäler usw.) zu kritisieren. Wie anfangs schon gesagt, ist Bantis Buch sehr angenehm zu lesen. Der Verlag wollte offensichtlich das Denken Bantis zugänglicher machen und dies ist auch hinreichend gelungen. Nun, auch wenn solch ein Unternehmen der Verbreitung historischen Denkens immer willkommen ist (vor allem wenn es um die Historisierung des Nationalismus geht), bedeutet das freilich nicht, das Publikum für unfähig zu halten, komplexere Gedankengänge zu schätzen. Tatsächlich fehlen in Bantis Monografie besonders zwei Perspektiven: eine erste Kritik fokussiert auf Bantis Anspruch (der an die große Tradition des Strukturalismus anknüpft), die «wahre», «tiefe» Matrix des Nationsdiskurs offenzulegen. Bisweilen ist er so überzeugend, dass man sich fragen könnte, ob es überhaupt konkurrierende Diskurse geben konnte? Zweitens, auch wenn Banti in seiner Einleitung schreibt, die Nation sei nicht naturgegeben sondern errungen, was ein Echo der Einleitung von Anne-Marie Thiesse in ihrer Monographie *La création des identités nationales* ist, lässt er unbeachtet, was sie hinzufügte: nämlich, dass nichts internationaler ist, als die Formierung der nationalen Identitäten. Der Leser hat beim Lesen von Bantis Buch häufig den Eindruck, es handele sich nur um einen italienischen Prozess. Es wäre nicht einmal notwendig gewesen, die umfassende internationale Literatur zur Nation zu zitieren, es hätte genügt zu sagen, dass es sie gibt!

Émilie Delivré

F. ROMERO, *Storia della guerra fredda*, Torino, Einaudi, 2010, S. 356 ISBN 978-88-06-18829-0

Die Historiker des Kalten Krieges litten lange an einer Art «Ursprungs-Obsession». Bekannt ist dabei die Bedeutung der Kontroverse zwischen «Orthodoxen» und «Revisionisten» in der historischen Debatte: Erstere schreiben die Verantwortung für den Ausbruch des Kalten Krieges in erster Linie Stalin und der Sowjetunion zu, während letztere vielmehr im Einsatz der ersten Atombombe,

in der Truman-Doktrin und im Marshall-Plan die Ursachen für den bipolaren Antagonismus sehen. Einige spätere Versuche zu einer Synthese zu gelangen, erweisen sich in gewissem Maß ebenfalls von der Tendenz beeinflusst, die jeweilige Verantwortlichkeit der einzelnen Protagonisten abzuwägen, beziehungsweise von der Versuchung festzulegen, wer der wahre «Schuldige» am Ausbruch des Kalten Krieges gewesen sei. Erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurde es möglich, die Dichotomie zwischen «Orthodoxen» und «Revisionisten» und damit auch den «schuldverfechtenden» und «beschuldigenden» Ansatz zu überwinden. Zu den Grundbedingungen für die Überwindung dieser interpretativen Polarisierung gehören: Erstens, eine größere Distanz zu den historisch-politischen Umständen, in welchen diese Thesen formuliert worden waren; zweitens, eine tiefgreifendere und ausgewogenere Kenntnis sowohl des amerikanischen als auch des sowjetischen Quellenmaterials; drittens, eine bedeutende Veränderung der analytischen Perspektive, die nicht länger nur an der Frage nach dem «Wer» und dem «Warum» interessiert war, sondern vor allem auch zu verstehen suchte, «was» der Kalte Krieg in Wirklichkeit und in der Wahrnehmung seinen Protagonisten bedeutet hat. Es ist dieser Zusammenhang, in den sich das Buch von Federico Romero *Storia della guerra fredda* (Einaudi, 2010) einfügt, dessen konzeptionelle Gliederung und Interpretationsvorschlag sich vor allem um die Frage nach der Definition des Kalten Krieges drehen. Von dieser gemeingebräuchlichen Formel, so Romero, könne man nicht absehen, obwohl deren Konzeptionalisierung und Historisierung eine Reihe von schwer lösbaren Problemen aufweise. Was ist ein Kalter Krieg und was ist er folglich nicht? Was sind seine begrifflichen Spezifika und seine räumlich-zeitlichen Begrenzungen? Was sind die Charakteristika seiner evolutiven Dynamik, was seine topischen Momente, seine Zäsuren und Wendungen? Welche Rolle spielte er vor dem Hintergrund der Geschichte der internationalen Beziehungen des 20. Jahrhunderts insgesamt? Romeros Buch ist der Versuch, diese Fragen zu beantworten. Der Autor entwickelt seine Analyse angefangen bei einer präzisen Konzeption dessen, was vom aktuellen Forschungsstand aus als berechtigte Definition des Kalten Krieges erscheint: «Die Geschichte einer grundsätzlichen Alternative zwischen zwei Systemen, eines Wettstreites zwischen zwei Modellen, die in Beziehung auf ihre Ressourcen, Anpassungsfähigkeit und Anziehungskraft höchst ungleich waren», an dessen Ende «sich der Kapitalismus als effizienter, ausdauernder und überzeugender als der Sozialismus erwiesen hatte». In dem von Romero vorgeschlagenen Entwurf lassen sich mindestens vier Analyseebenen erkennen: Die Herausbildung und die Artikulierung der Strategien der beiden Supermächte (erste Ebene), die Entwicklung der Beziehungen innerhalb der Blöcke (zweite Ebene), die Entwicklung lokaler Konflikte am Rande des internationalen Systems und das Aufkommen der sogenannten «Dritten Welt» (dritte

Ebene) und schließlich der Globalisierungsprozess (vierte Ebene), verstanden vor allem als technologische und finanzielle Revolution, mit Verweis sowohl auf die Fortschritte der Menschheit als auch auf die Herausforderungen, die sie bedrohen. Von diesem Verständnis und diesem Problemansatz ausgehend, beginnt der Autor seine Rekonstruktion von den «Anfängen» (1944-1949) bis zu dem Punkt, an dem «der Kreis sich schließt» (1981-1990). Er verfährt oft argumentativ; die verschiedenen Faktoren, die den Wandel von der anscheinenden Dauerhaftigkeit des kalten Krieges – verstanden als «absoluter ideologischer Konflikt» und gleichzeitig im weiteren Sinn als «Antagonismus von ungewöhnlicher Heftigkeit aufgrund seiner ideologischer Ausprägung und der Belastung der empfundenen Bedrohung» – bis zu seinem unerwarteten und ganz und gar unvorhergesehenen Ende erklären können, werden relativiert und abgewogen. Romero zeigt die fortdauernde Interaktion zwischen dem Fortbestehen und den Veränderungen, sowie die Übereinstimmungen beziehungsweise die Differenzen zwischen den Tatsachen und den entsprechenden Wahrnehmungen der Protagonisten, ohne aber zu vergessen, dass der Kalte Krieg erstens und vor allem auch ein beachtlicher Katalysator für eng verbundene historische Ereignisse und Prozesse wie die Dekolonisation, das Erscheinen neuer Nationalstaaten auf der Weltbühne, die Demokratisierung und die Globalisierung war, und zweitens, dass Ideen und Politik immer ein menschliches Konstrukt sind.

Von den vielen aufgestellten Thesen ist diejenige, die bereits als Untertitel fungiert und den Kalten Krieg als «letzten Konflikt Europas» interpretiert, die wichtigste und eindrucksvollste. Die These ist weder banal noch selbstverständlich, denn der Autor korrigiert mit ihr einerseits eine eurozentristische Perspektive, die die Umverteilung des weltweiten Gewichts der ehemaligen europäischen Großmächte nach dem Ende des Krieges unverhältnismäßig fokussierte, und andererseits distanziert er sich von einigen jüngeren für die *global history* typischen Schilderungen des Kalten Krieges, in denen Europa eine eher untergeordnete Rolle spielte. Romero betont hingegen, dass Europa der Hauptschauplatz der langen ideologischen (Macht-)Konfrontation war: Hier begegneten sich die beiden Supermächte zum ersten Mal, weil die Ordnung, die dem soeben aus dem Krieg auferstehenden Kontinent gegeben werden sollte, nicht nur für das regionale Gleichgewicht als grundlegend eingeschätzt wurde, sondern auch wegen ihrer möglichen weltweiten Auswirkungen; die am stärksten militarisierte Grenze des gesamten Ost-West-Konflikts verlief in Europa; der Kalte Krieg erfuhr in Europa eine gewisse Stabilisierung; der politische, ökonomische, soziale und kulturelle Gegensatz zwischen den beiden «Systemen» zeigte sich in Europa in voller Stärke; und schließlich legte dieser Gegensatz die strukturelle und ideelle Fragilität des Kommunismus und die wirtschaftliche Überlegenheit des Westens, seine größere Anpassungsfähigkeit und die Attraktivität seines Ge-

sellschaftsmodells in Europa ganz deutlich bloß, bis hin zum transformativen Sog der Globalisierung.

Durch die Wiederentdeckung der europäischen Zentralität vor allem in den '70er Jahren, als privilegierter Beobachter und als Mitwirkender an den internationalen Beziehungen in der Phase nach dem Zweiten Weltkrieg, gelingt es Romero auch einige ziemlich verbreitete Untersuchungen zum Ende des Kalten Krieges zu revidieren, die im Übrigen jenen besonders personalistischen – bisweilen siegessicheren, bisweilen schuldzuweisenden – Ansatz wiederaufzunehmen scheinen, der die Debatte über die Anfänge geprägt hatte. Der Autor weiss, dass sich der Zusammenbruch der Sowjetunion nicht ohne die Personen, die Politik und die Entscheidungen Reagans und Gorbatschows erklären lässt; doch die Krise verursachten die beiden Staatsmänner seiner Meinung nicht, sondern sie begleiteten sie vielmehr und beschleunigten sie wahrscheinlich. Denn diese Krise war bereits in der Parabel der Entspannung – der «Höhepunkt» und dann der «Untergang» – und damit in der relativ selbständige Neuorganisation des post-imperialen Westeuropa angesichts der Unfähigkeit der Sowjetunion, die Unterschiede ihres Blocks synergetisch zu verwalten, deutlich geworden. In einigen Fällen konzidiert der Autor vielleicht seinem Bedürfnis nach einer geradlinigen Interpretation etwas zu viel, und verfällt so hie und da in eine Art retrospektiven Determinismus, aber das ist ein fast unvermeidliches Risiko, wenn man eine Erklärung für komplexe und ineinander verwobene Prozesse sucht.

Mit diesem Buch gelingt Romero das ehrgeizige Unterfangen, eine zeitgemäße, genaue und differenzierte Interpretation zu bieten und darin zahlreiche Untersuchungsperspektiven neu aufzugreifen und zusammenzufügen. Dadurch gelingt es Romero auch, den Kalten Krieg einerseits als historisches Phänomen und andererseits als unverzichtbares Analyseinstrument zu überdenken, um eine ganze Ära zu charakterisieren und neu zu definieren, die zwar inzwischen beendet ist, sich aber unter dem rückwärtsgewandten Blick der Gegenwart weiter verändert.

Gabriele D'Ottavio

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Gregorio SORGONÀ, *La svolta incompiuta. Il gruppo dirigente del Pci dall'VIII all'XI Congresso (1956-1965)*, Roma, Aracne Editrice, 2011, 264 S., ISBN 978-88-548-3827-7

Die Geschichte der Kommunistischen Partei Italiens ist in den diesen Jahren wieder in den Mittelpunkt des Interesses von Forschern unterschiedlicher kultureller und wissenschaftlicher Bildung gerückt. Das Buch von Gregorio Sargonà reiht sich daher in eine bereits fruchtbare Forschungsrichtung ein und füllt hier zum Teil eine sowohl zeitliche als auch inhaltliche historiographische Forschungslücke. Während sich die Forschung häufig auf die lebhaften Diskussionen, die nach den Ereignissen von 1956 in Ungarn in der KPI aufkamen, konzentrierte und gleichzeitig das Interesse an ihr mit dem Generalsekretariat Berlinguer wieder auflebte, nimmt dieses Buch einen Zeitraum in den Blick, der häufig außer Acht gelassen wurde. Es handelt sich freilich um ein entscheidendes Jahrzehnt für die Geschichte Italiens, das damals einen ökonomischen, sozialen und kulturellen Strukturwandel durchlebte. Das Buch befasst sich also mit der Frage, wie der Führungsstab einer großen Massenpartei und Hauptdarstellerin in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, diesen Veränderungen begegnete, und es beschreibt detailliert deren analytischen Entwicklungsprozess und zeigt die Schwierigkeiten und die Vorahnungen auf, die sie bei der Deutung der Modernisierungserscheinungen hatte. Bei Bedarf bezieht der Autor auch dem Beginn seines Forschungsthemas vorangegangene Ereignisse ein und widmet so die ersten beiden Kapitel der KPI unter Togliatti während der Resistenza und der ersten Jahre des Kalten Krieges. Die Gründung der «neuen Partei» und Togliattis Vorstellung von der Stellung Italiens im internationalen Gefüge werden im Wesentlichen geradlinig, aber ausschließlich auf Grundlage einer breiten Referenzliteratur und theoretischer Schriften der Partei behandelt. Es fehlt allerdings ein systematisches Literaturverzeichnis, das gerade in dieser Hinsicht eine hilfreiche Einführung in Sargonàs Arbeit hätte sein können. Aus den letzten beiden Kapiteln spricht das wirkliche Forschungsinteresse des Autors; dort entwickelt er eine dichte Abhandlung, die fest in reichhaltigem und zweckmäßig verwertetem Archivmaterial verankert ist. Die Entscheidung, die interne Debatte der Führungsrige der Partei quasi Tag für Tag anhand der Protokolle der Parteileitung und des Zentralkomitees wiederzugeben, ist einer der interessantesten Aspekte von Sargonàs Arbeit. Zum einen weil er – zwar nicht als einziger, aber als einer von wenigen – mit dem Rückgriff auf die Quellen die Literatur zu diesem Zeitraum ergänzt, die häufig aus Erinnerungen oder nachträglichen Rekonstruktionen von Exponenten der Partei selbst bestand. Zum anderen, weil er dazu beiträgt, in einigen Fällen die Vorstellung vom Einheitscharakter der KPI, die sich nach 1989 verbreitet hatte, neu zu

beleuchten. Umgekehrt wird aus dem Buch deutlich, dass es ein fruchtbares Unterfangen ist, die gehaltvollen und auch hitzigen Debatten darzustellen, die jeder strategischen Entscheidung zugrunde lagen, auch um zu verstehen, wie es der KPI gelang, kulturellen und Masseneinfluss auszuüben. Die Untersuchung des Autors konzentriert sich auf zwei Schlüsselereignisse im Italien dieser Jahre: die wirtschaftliche Modernisierung, die mit der Verwurzelung des Neo-Kapitalismus und modernen Konsumformen einherging, und die politische Modernisierung, mit den Reformbestrebungen der gemäßigten Linken. In beiden Fällen rekonstruiert Sorgonà detailliert die Standpunkte der Parteiführung und zeichnet ein nuancenreiches Bild jenseits der schematischen Trennung zwischen dem rechten Flügel unter Amendola, der Linken, den Anhängern Ingrao und einer Mitte, die die Waage unter den verschiedenen Kräften der Partei zu halten suchte. Ohne der teleologischen Versuchung zu unterliegen, gelingt es dem Autor auf diese Weise, den Leser mit einem bisweilen fast zu zurückhaltenden Kommentar durch die Entwicklung einer Partei vom integrierenden Bestandteil einer internationalen Bewegung hin zur Anpassung an den eigenen Zugehörigkeitsbereich zu begleiten. Er hebt die Entstehung und Herausbildung zweier verschiedener Modelle zur Integration der Partei in das demokratische System Italiens hervor, in dem seit 1960/62 die Auseinandersetzung zwischen einer einfachen erwerbsorientierten Richtung – Unterstützung der traditionellen repräsentativen Institutionen und Förderung einer Nachfragesteigerung, um die Einschränkung von Verbrauch und Löhnen zu überwinden – und einer komplexeren – eine radikale demokratische Forderung, die sich auf die Organisation von Unternehmen erstrecken sollte und auf einer selektiveren Verteilung der Akkumulation fußte – im Gange war. Im vierten Kapitel umreißt er schließlich die Gründung eines realen, durch die Generalsekretäre verkörperten Zentrums, das – zwischen den beiden Flügeln, die von gegensätzlichen Seiten aus die Möglichkeit aufzeigten, die traditionelle Form der Partei zu überwinden – zu vermitteln versuchte, um die Rolle der Partei in den italienischen Institutionen zu stärken. Diese Dreiteilung der KPI Parteiführung wird bis zur Debatte vor dem Kongress von 1965 beschrieben, besser gesagt im Übergang zwischen dem Generalsekretariat von Togliatti und demjenigen Longos. In dieser Phase, so der Autor, schien sich das Generalsekretariat der parteiinternen Rechten anzunähern, aus Gründen, die in erster Linie im Widerspruch mit einer Linken zusammenhingen, die weniger realistisch auf die «nicht zu überwindenden Folgen der internationalen Zugehörigkeiten, aber mit größerer Aufmerksamkeit auf die Radikalität des gesellschaftlichen Wandels im Westen» blickte (S. 13). Die Wahl des 11. Kongresses als Schlusspunkt ist für den Aufbau der Untersuchung entscheidend, denn Sorgonà sieht in dieser Versammlung den Abschluss einer zwanzigjährigen Lebensphase der Partei, mit der zum ersten Mal ein organisierter Dissens in der Führungsriege

formal zum Ausdruck kam und – garantiert durch die Mittlerrolle des Generalsekretariats – die Grenzen festgesetzt wurden, über welche hinaus ein solcher Dissens heißen würde, sich außerhalb der Partei zu bewegen. Obwohl sich der Band – die Veröffentlichung einer Doktorarbeit – streckenweise in der minutiösen Wiedergabe der Protokolle der Führungsorgane verliert, ist die Lektüre jedoch fast nie anstrengend und bietet allen Wissenschaftler, die sich in Zukunft mit den Unterlagen der KPI in jenen Jahren beschäftigen wollen, ein nützliches Hilfsmittel.

Michelangela Di Giacomo

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Simone PAOLI, *Il sogno di Erasmo. La questione educativa nel processo di integrazione europea*, Milano, Franco Angeli, 2010, 319 pp., ISBN 978-88-568-2434-6

«Wir waren bisher überzeugt, dass Studenten in entfaltetten Industriegesellschaften keine politische Rolle spielen». Mit dieser Naivität gestand Jürgen Habermas das Unvorbereitetsein einer ganzen Generation von Intellektuellen angesichts einer Bewegung ein, die schon ein Jahr vor dem entscheidenden 1968 die Schwellen der Universität und die nationalen Grenzen überschritt, um sich in der ganzen «ersten Welt» zu entfalten. Ein Unvorbereitetsein, das sich bald in die Überzeugung wandelte (dies gilt für die junge Bundesrepublik Deutschland, lässt sich aber auf ganz Westeuropa ausdehnen), dass «die Liaison unserer Nachkriegsdemokratie und der Hochschule traditioneller Gestalt zu Ende geht», mit zwei möglichen Ausgängen: Entweder die Produktivität werde zum einzigen Kriterium für die Integration von Ausbildung in die Gesellschaft, oder es ließe sich schließlich eine geeignete Stellung der Ausbildung innerhalb des demokratischen System finden, wobei alle Risiken ihrer zwangsläufigen «Politisierung» in Kauf genommen werden müssten¹.

Freilich konnte der deutsche Soziologe nicht vorhersehen, dass, um die Maßstäbe seiner Überlegung zu ändern, es auf kurze Sicht zur schlimmsten ökonomischen Rezession der Nachkriegszeit kommen würde (summarisch zurückzuführen auf die Ölkrise von 1973), die das Ende der «goldenen dreißig» Jahre des Wohl-

¹ J. HABERMAS, *Protestbewegung und Hochschulreform*, Frankfurt a.M. 1969.

stands bedeutete, auf die sich der Erfolg der westlichen Nachkriegsdemokratien gründete, und die eben diese dazu zwang, ihre eigenen menschlichen und materiellen Ressourcen im Sinne eines raschen wie notwendigen wirtschaftlichen Aufschwungs zu reorganisieren.

Zwischen diesen beiden Vorgängen liegt der Kern und das wesentliche Moment der eindringlichen und tiefgreifenden Erzählung Simone Paolis in seinem ersten Buch, das die Geschichte des Themas Bildung innerhalb des europäischen Einigungsprozesses behandelt. Anhand einer breiten Quellenbasis (daraus ragen jene aus dem noch wenig bekannten Historischen Archiv der Europäischen Union in Florenz hervor) und einer beneidenswerten Kenntnis fachübergreifender Literatur zum Thema Bildung und Universität, zeichnet Paoli mit Klarheit die Kurve nach, welche die Bildungspolitik aus dem wesentlichen Desinteresse herausführte, das ihr auf den ersten Etappen des kontinentalen Integrationsprozesses begegnete, über ihren schwierigen Eingang in die gemeineuropäische Sphäre, bis sie vollständig als eine der Prioritäten der Europäischen Union angenommen wurde. Wie der Autor zeigt, ist der Ausschluss der Bildungspolitik aus den ersten Dossiers auf dem Tisch des Europas der Sechs prinzipiell auf den «Vorbehalt der Souveränität» zurückzuführen, den viele Regierungen in einen Bereich setzten, der eifersüchtig als absolut nationales Vorrecht betrachtet wurde, weil er darauf hinzielte, die künftigen herrschenden Klassen auszubilden (nach nationalen Werten, versteht sich), oder allgemeiner das Bürgertum. Angesichts einer wirtschaftlichen Integration, die am Morgen nach der Katastrophe des Krieges hauptsächlich darauf zielte, dank dieser (Neu-)Legitimierung derselben nationalen Ordnungen breiten materiellen Wohlstand hervorzubringen, erhielt die Bildungspolitik einen sehr eingeschränkten Geltungsbereich lediglich im Sinne professioneller und auf die wirtschaftlichen Bedürfnisse Europas ausgerichteter Ausbildung. Es waren jedoch genau die kontinentalen und weltweiten Umbrüche, auf die zuvor angespielt wurde, welche, wenn auch aus anderen Gründen, die '70er Jahren zu dem Jahrzehnt machten, in dem die Bildungspolitik aus ihrem Schatten hervortrat. Konfrontiert mit den radikalen Protesten, welche die Grundmauern der meisten europäischen Bildungseinrichtungen erschütterten, «begannen» Politik und selbstverwaltete Institutionen der Universitäten (sogar jene, die bis dahin ihre eigenen Vorrechte am eifersüchtigsten verteidigt hatten, wie die nationale Rektorenkonferenz) «den Nutzen einer wechselseitigen Kooperation im Bereich universitärer Ausbildung sowie die Möglichkeit, die gemeinsamen Organe zu nutzen, um sie effizienter gestalten und leiten zu können, in Betracht zu ziehen». Gleichzeitig führten der systemische Charakter der Krise, die Begegnung mit neuen wirtschaftlichen Realitäten, welche die sogenannte «Dritte Welt» hervorbrachte und der relative Niedergang des europäischen Wohlstands die europäischen Regierungen dazu, den wirtschaftlichen und sozialen Nutzen

von Bildung im weitesten Sinne zu «entdecken», das heißt als Ausweitung jener allgemeinen Politik einer professioneller Ausbildung.

Schließlich förderte der Einzug sozialdemokratischer Kräfte in die Parlamente vieler europäischer Länder die Vorstellung auf kontinentaler Ebene, dass die Bildungspolitik einen sozialen Zweck haben müsse, dass sie also dazu beitragen müsse, die Ungleichheiten zu bekämpfen und als Integrationswerkzeug zu fungieren (beispielhaft in diesem Sinne waren Projekte auf darauf zielten, Migrantenkinder den Einstieg in die Welt der Bildung zu ebnen).

Rings um diese historische Zäsur enthüllt Paoli vor allem die «hohe» Debatte über Sinn und Ziele der allgemeinen Bildungspolitik, die gemäß Leitlinien geführt wurde, die jenen von Habermas, die eingangs erwähnt wurden, nicht unähnlich sind: Vom Harmonisierungsstreben des Föderalisten Spinelli, bis zur Aufwertung lokaler und nationaler Besonderheiten, wie sie von dem Liberalen Dahrendorf gefordert wurden; von der Idee, sich der Bildung zu bedienen, um neuen Generationen ein europäisches Kulturwissen (und unweigerlich politisches Wissen) zu vermitteln, hin zu der Absicht, die Bildung in den Dienst der Bedürfnisse des einen Marktes und der europäischen Wirtschaftsmacht zu stellen. Mehr noch: Die pointierte Rekonstruktion Paolis zeigt, dass das Thema Bildung ein Dossier darstellte und darstellt, das bis heute ständig neu definiert wird, das permanent auf den Verhandlungstisch kommt, um den sich in den Jahren eine ja unerwartete Vielzahl von Akteuren unterschiedlicher Interessen Platz gemacht haben. Von gewerkschaftlichen Organisationen bis zu Arbeitgeberverbänden, von den nationalen Rektorenkonferenzen bis zu Versammlungen von Experten und «Technokraten», von der Europäischen Kommission bis zu den Regierungen der einzelnen Länder, von Studentenorganisationen bis zum Europäischen Gerichtshof bis zum Parlament in Straßburg: Sicher liegt eine letzte Stärke des Buches genau in der Sorgfalt, mit der sowohl die Entwicklung und der *modus operandi* dieser Akteure als auch die selten geradlinigen Strategien, die sie einsetzten, um die von ihnen vertretenen Interessen zu fördern, nachgezeichnet werden. In diesem Sinne verdient die Monographie nicht nur das Interesse eines jeden, der den Wandel der Bildungsfrage ergründen will, sondern allgemeiner eines jeden, der daran interessiert ist, eine detaillierte Kenntnis der Verhandlungsdynamiken und der Kräfteverhältnisse zu erlangen, welche der europäische Integrationsprozess durchlief und heute noch durchläuft, weit über die vereinfachten und statischen Versionen hinaus, die das gemeine Standardhandbuch zu häufig vorschlägt.

Giovanni Bernardini

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Pierangelo SCHIERA, *Profili di storia costituzionale*, Bd. 1: *Dottrina politica e istituzioni*, Brescia, Morcelliana, 2001, S. 291, ISBN 978-88-372-2483-7

Mehr als vierzig Jahre sind vergangen, seit Pierangelo Schiera mit der Veröffentlichung des Buches über den deutschen Kameralismus sowie der Herausgabe der italienischen Ausgaben von Otto Brunners *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte* und der Studie von Ernst Wolfgang Böckenförde über die deutsche Verfassungsgeschichte des 19. Jahrhunderts eine der ertragreichsten wissenschaftlichen Unterfangen an der Schnittstelle von italienischer und deutscher Geschichtsschreibung vorgelegt hat. Viele Jahre später sammelt der Autor nun in einem Band (geplant ist die Veröffentlichung zweier weiterer Bände vor) zwölf Aufsätze aus den Jahren 1977 bis 2008, die – wie der Titel andeutet – unterschiedlichen Ausprägungen der Verfassungsgeschichte gewidmet sind.

Kritisch gegenüber einigen Tendenzen der jüngeren Politischen Philosophie richtet der Autor sein Augenmerk auf die Theorie des Gemeinwohls und den Konstitutionalismus, «zwei langlebige, anspruchslose aber aus der europäischen Geschichte nicht wegzudenkende Phänomene» (S. 5). So gesehen bestätigt das Buch eindeutig Schieras methodologischen Ansatz, dessen Interesse immer den Organisationsformen des Vereinswesens in ihrem Zusammenspiel und ihrer jahrhundertealten Abwicklung galt, wie sie den Okzident charakterisiert haben.

Stärke und Reiz dieses Ansatzes liegen in der dynamischen Rekonstruktion des kollektiven Handelns. Wenn der Tribut an das verfassungsgeschichtliche Modell der Brunnerschen Schule auf vorderster Ebene liegt, die ihre Aufmerksamkeit besonders auf den materiellen Befund und das kommunikative Element politischer und sozialer Erfahrung richtet, scheint im Gegenlicht der Lektüre auch der Lehrstoff der «Begriffsgeschichte» durch, die Schiera über die Jahre hinweg nie aus den Augen verlor und auf die er mehrfach zurückgegriffen hat, um eine Verfassungsgeschichte zu entwickeln, die sich auf die Erforschung der Institutionen und der politischen Theorien stützt und sich im ständigen Dialog mit den Sozial- und Staatswissenschaften befindet.

Schiera verfolgt die verschiedenen bekannten Spielarten der Theorie des Gemeinwohls vom Spätmittelalter – einem Zeitalter, in dem das *bonum commune* die vertragliche Grundlage satzungsgebender bürgerlicher Aktivität war –, bis weit in die Neuzeit hinein – als das Gemeinwohl zum abstrakten Kriterium politischer Rechtfertigung und Instrument zur Legitimierung der staatlichen Formen des Zusammenlebens wurde. Im ständigen Rückgriff auf die Geschichte des *bonum commune* als Theorie und kommunikatives System mit legitimierendem Hintergrund, schenkt Schiera dem juristischen Element besondere Aufmerksamkeit, in dem das gesamteuropäische Fundament zur Errichtung

eines Modell des Zusammenlebens erkannt wurde. Nachdem die philosophisch-theologische Phase und die im strengeren Sinne juristische überwunden waren, etablierte sich die Lehre vom Gemeinwohl in der Neuzeit in einer Perspektive politischen Zusammenlebens, aus welcher der moderne Staat in seinen Grundzügen hervorgehen sollte.

Schieras Blick richtet sich dann auf die Polizeiwissenschaft (diejenige von Osses und von Seckendorffs) und allgemein auf das deutsche Modell, das sich auf die Herausbildung einer Technik zur «Handhabung der menschlichen und materiellen Kräfte [orientierte], die auf der staatlichen Gegebenheit gründeten» (S. 62). Während beim Übergang von der Theorie des Gemeinwohls zur «guten Policey» der theoretische Überbau der Legitimation der Guten Herrschaft im Grunde unverändert blieb, kam es im Umfeld der deutschen Naturrechtslehre, welche die Theorie des Gemeinwohls neu formulierte, zu bedeutenden Änderungen; eine Entwicklung, die den Weg für die zunehmende Konstitutionalisierung des *bonheur commun* ebnete, die sich am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert beobachten lässt. Schiera rekonstruiert insbesondere anhand der Erwägungen Sismondis den Prozess, der zu einer fortschreitenden Einverleibung der Lehre vom Gemeinwohl in die Bewegung des Konstitutionalismus und zur Entstehung des Modells des Rechtsstaates führte, der eine (jetzt auf rechtlicher Grundlage) erneuerte Kulisse für Überlegungen zum Gemeinwohl gewährleistete.

Anhand der Überlegungen von Gustav von Schmoller zeigt Schiera, wie der «ethische» Moment der Reflexion über das Gemeinwohl in der Mitte des 19. Jahrhunderts in die von den Wirtschaftswissenschaften und der Sozialpolitik vorangetriebene Überlegung absorbiert wird. Erst mit der Entwicklung der kirchlichen Soziallehre durch Leo XIII. und Pius XI., welche besonders das Subsidiaritätsprinzip und die Entwicklung einer Korporationstheorie hervorbrachte, bekam das Gemeinwohl wieder eine paradigmatische Bedeutung im öffentlichen Diskurs in Europa, wie die katholische Vorstellung der sozialen Ordnung zeigt, die in der Staatslehre Oswald Nell-Breunings zum Ausdruck gebracht wurde.

Ein zweiter Teil des Buches behandelt die Entwicklung der Ideologien in der westlichen politischen Tradition mit besonderem Augenmerk für die Veränderung der Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft. Große Aufmerksamkeit widmet der Autor der Rolle der Ikonographie als Instrument zur sozialen Konstruktion der Wirklichkeit, also als Mittel der Konsensbildung und der Anwendung von Disziplinierungsmodellen der öffentlichen Meinung.

Einer der wichtigsten Aspekte der theoretischen Konstruktion der modernen Verfassungsgeschichte findet sich in der hobbeschen Lehre, die sich um den «*circulus vitiosus* der Disziplin» (S. 189) herum definiert, deren Angelpunkte

Schiera im «statuierten Recht» und in der Figur des «zivilisierten Bürgers» sieht. Mit seinem Interesse für den Stempel, den Hobbes der modernen und zeitgenössischen Verfassungsgeschichte aufgeprägt hat, liefert der Autor eine Lesart, die Hobbes' Obsession für die absolute Macht mildert und vielmehr die Rolle der *salus populi* – verstanden als grundlegendes Gesetz der modernen Politik – in der theoretischen Skizze des englischen Denkers akzentuiert.

Um die weiteren Entwicklungen der politischen Geschichte des modernen Europa und der Strukturen unserer politischen Existenz zu verstehen, weist Schiera auf die Verbindung «Revolution-Verfassung-Staat» hin und widmet dabei genau der Verfassung als echtem «Parameter der Staatlichkeit» und als «Wesensart gemeinschaftlichen Zusammenlebens», die ein politisches Vorhaben voraussetzt, besondere Aufmerksamkeit. Über eine weite und problematisierende Auffassung der Verfassungskategorie gelangt der Autor zur Frage nach dem Wesen der Verfassungsgeschichte: «Das eigentliche Problem ist es, die Schranken des Konstitutionalismus zu definieren. Besser noch, zu definieren, dass Konstitutionalismus Schranken bedeutet und dass den Konstitutionalismus ablehnen wahrscheinlich bedeutet, auch die Idee, das Vorhaben und die Voraussetzung von Schranken selbst abzulehnen» (S. 217).

Die Erweiterung des Blickfelds auf die letzten beiden Jahrhunderte führt zu einer einsichtsvollen Reflexion über den vergangenen und zukünftigen Beitrag von Technik und Wissenschaft zur Regulierung der sozialen Beziehungen und in der Verwaltung der Politik. Beim Verfolgen des Prozesses, der von der ursprünglichen Gleichsetzung von Staat und Verwaltung zur schrittweisen Bestätigung eines Verwaltungsmodells verstanden als «Umsetzung» der Verfassung geführt hat, überdenkt der Autor die neuen Elemente von Staatlichkeit, die sich mit dem 19. Jahrhundert herausbildeten (die liberale Bewegung, die Nation als künstliches Konstrukt mit rechtfertigender Funktion, die Bestätigung der Verfassung als institutionelle Notwendigkeit, die neue Form der konsensbasierten Legitimität).

Es ergibt sich deutlich eine Lesart des Konstitutionalismus als «Mechanismus der Wahrnehmung (Lehre) und Reglementierung (Praxis) des organisierten Zusammenlebens, der im Rahmen der westlichen politischen Tradition, die sich am Gemeinwohl inspiriert, die beiden Faktoren Staat und Gesellschaft zusammenfügen und -halten kann» (S. 245). Der Konstitutionalismus wird also neu gelesen; nicht so sehr als erste Etappe der liberalen Episode, sondern vielmehr als Ergebnis einer dynamischen Entwicklung der traditionellen und revolutionären Modelle, die sich in der langen Erfahrung der politischen Moderne Europas behauptet haben.

Nach Aussage des Autors liefern diese verfassungsgeschichtlichen Abrisse kein vollständiges und einheitliches Bild der westlichen politischen Modernität; es handelt sich um «vorbereitende Skizzen, wie sie ein guter Architekt oder auch ein Maler macht» (S. 8). Freilich lohnt es sich daran zu erinnern, dass bisweilen die vorbereitenden Arbeiten die gleiche expressive Kraft haben wie das vollendete Werk – und das ist hier mit Sicherheit der Fall.

Maurizio Cau

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)

Emma SCARAMUZZA (Hrsg.), *Politica e amicizia. Relazioni, conflitti e differenze di genere (1860-1915)*, Milano, Franco Angeli, 2010, 278 S., ISBN 978-88-568-1584-9

Das Thema des von Emma Scaramuzza herausgegebenen Buches, das Verhältnis zwischen Politik, Freundschaft und Liebe, ist in der italienischen historiographischen Debatte relativ neu, wie allgemein die Forschungen zu den Verflechtungen von Geschlechter-, Emotionen- und Gesinnungsgeschichte mit der politischen Geschichte. Es ist jedoch angesichts der drängenden Aktualität des Themas wichtig und interessant, die Ursprünge und die Entwicklung zu kennen. Wie uns die Herausgeberin in der Einleitung des Buches erklärt, welches das Ergebnis einer Forschungstagung ist, die 2006 in Mailand stattfand, wurde das Thema der Freundschaft im Feld des politischen Handelns erstmals in den 80er Jahren von einigen Pionieren der Frauengeschichtsschreibung in das Bewusstsein der Historiker gerückt. Dank der Etablierung der Geschlechtergeschichte auch in Italien und der Anerkennung der Bedeutung von Geschlechterdifferenzen in der politischen Praxis entwickelte es sich im darauffolgenden Jahrzehnt fort. Diese Studien boten die Möglichkeit, die politische Geschichte nicht mehr nur mit der Brille der klassischen, schmittschen Dichotomie von Freund und Feind zu betrachten und über die Bedeutung von Freundschaft und affektiven Beziehungen als wichtigem Faktor politischer Gestaltung nicht nur im Umfeld der Frauen nachzudenken. In diesem Sinne kann es nicht schaden, sofort an das gute Beispiel von Männerfreundschaft zu erinnern, das der Beitrag von Lucio d'Angelo über die Beziehung von Edoardo Giretti mit Luigi Einaudi und Guglielmo Ferrero aufgreift, bei denen zu Beginn des 20. Jahrhunderts ideologisch-politische Ähnlichkeiten Freundschaft und gemeinsame Projekte förderten. Aber wie andere Beiträge zeigen, konnte die Reihenfolge auch andersherum sein,

das heißt von der Freundschaft zur Politik. Besonders für die Frauen scheint Freundschaft seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine wirklich fundamentale Rolle beim Aufbau politischer Beziehungen zu spielen, sowohl dann wenn sie sich als Ersatz für die *Polis* darstellt, wenn sich also die Protagonistinnen mit einer «Gegengesellschaft» konfrontiert sehen; als auch dann wenn das Teilen von Werten und Ideen mit Männern oder Frauen, die bereits im öffentlichen Raum stehen, ein unerlässliches Omen für den direkten Einstieg in den politischen *Agon* werden kann. Das Buch aber, das immerhin vierzehn Beiträge enthält, wirft auch andere Fragen auf, auf die es sich meines Erachtens hinzuweisen lohnt. Die erste, die meiner Meinung nach eine Besonderheit von Geschlecht in der politischen Praxis stark hervorhebt, ist die Durchlässigkeit zwischen öffentlicher und privater Sphäre, die sich mit dem Einstieg der Frau in die Politik schon im Verlauf des 19. Jahrhunderts herausbildete. Seit der Mitte des Jahrhunderts steigerte sich im folgenden die Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben tatsächlich, ganz zu schweigen von einigen Wirren und bedeutenden Ereignissen in der nationalen Politikgeschichte, wie den drei Revolutionsjahren von 1847-1849 und den risorgimentalen Bewegungen. Diese Beteiligung ging nicht nur mit einem zunehmenden gegenseitigen Einfluss von Männern und Frauen im Bereich der Politik einher, sondern zugleich löste sich die Grenze zwischen öffentlichem und privatem Bereich auf, indem sich Politik und Liebe, *vita activa* und Gesinnungen immer enger miteinander verflochten. Dies zeigt der schöne Beitrag von Fulvio Conti, der – wie der Autor betont – in Teilen auf die Forschung von Simonetta Soldani über die Frauen im Risorgimento zurückgreift. In dieser historischen Phase entsprach die romantische Liebe für viele Männer und Frauen der patriotischen Liebe, das heißt, dass viele Liebesgeschichten auch Geschichten von Heimat waren, an der sie sich auf affektiver Ebene und auf der Ebene geistiger Übereinstimmung nährten. Im Lichte dieser Verflechtung darf es nicht verwundern, dass Giuseppe Mazzini, in seiner Segnung der Hochzeit zweiter bekannter Patrioten der Epoche, dazu einlädt, diese Verbindung nicht als individuellen Schlussakt zu betrachten, sondern als Geste «für die Heimat, für die Menschheit, für das Recht, für die Pflicht, für die Wahrheit, für die Gerechtigkeit». Hingegen verwundert die Analogie dieser Worte mit einigen Ehevorschriften, die bei Hochzeiten formuliert wurden, die im Verlauf der Studentenrevolten von 1968 in Italien gefeiert wurden, und die an die notwendige Beziehung von ehelicher Liebe, sozialer Gerechtigkeit und Gerechtigkeit auf der Welt erinnerten. Sollte also auch die Politik, wie die Literatur und die Kunst, die Vorstellung von Liebe in einigen historischen Momenten geprägt haben? Aber um zum Buch zurückzukehren, nach Urteil vieler Autorinnen und Autoren waren Öffentlichkeit und Privatheit im Verlauf des 19. Jahrhunderts nicht zwei in dem Maße klar voneinander getrennte Lebensbereiche, wie man es noch bis

vor kurzem in der historiographischen Forschung zu glauben versucht war. Und sie zeigen es: Die Bedeutung von realer oder vermeintlicher Verwandtschaft für die politischen Erkenntnis von Frauen, an die uns Emma Scaramuzza erinnert, Forscherin der Zeitgeschichte an der Universität von Mailand und Expertin dieser Thematik, indem sie auf einige Genealogien von Frauen verweist, die sich im 19. Jahrhundert im Bereich der Politik oder Bildung betätigten; die Neigung von Frauen, die Politik machten, Kompetenzen im Bereich der Pflege, der Erziehung, der Familie und der Moralisierung der Gesellschaft zu verfeinern, die dann Teil der politischen Agenda wurden; die Rolle der «Salons» im politischen Umfeld Italiens als Ort, wo Zirkel von Männern und Frauen entstanden; das Gewicht einiger großer Liebesbeziehungen in der italienischen Politik, allen voran jene zwischen Filippo Turati und Anna Kuliscioff, die, nach Fulvio Conti, einen «neuen sentimental Kurs» markierte, bei dem sich öffentlich und privat überlagerten. Im Allgemeinen, und dies stellt meines Erachtens einen weiteren wichtigen Ansatz des Buches dar, unterstreicht der Sammelband die Bedeutung des beginnenden 20. Jahrhunderts als Moment des Übergangs in der Beziehung zwischen Politik und Freundschaft, sowohl als Beginn des oben genannten «neuen sentimental Kurses», sei es als Ende der Abgrenzung der Frauen im Bereich der Politik, die bis dahin gewissermaßen auf philanthropisches Handeln beschränkt wurden, und auch als Beginn des Einsteigens von Frauen in die Institutionen und Parteien, das heißt in das traditionell männliche Feld der Politik. Am Ende des Buches finden sich einige interessante Beiträge von Agostino Giovagnoli über die «Modernistenfreundschaften», von Ferdinando Cordova über die «Freimaurerfreundschaften» am Ende des 19. Jahrhunderts und einige abschließende Überlegungen der Mediävistin Maria-Milagros Rivera Garretas über die im Wesentlichen politischen Gründe für die Freundschaft zwischen Frauen. Das Buch hinterlässt den Eindruck, dass die Geschichte der Politik in Italien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und dies gilt nicht nur für die Frauen, ohne die Rekonstruktion der freundschaftlichen und affektiven Netzwerke, welche die Politik nährten und die von ihr genährt wurden, um ein Bild aufzugreifen, das im Buch verwendet wird, nicht verständlich wäre. Und um die Politik zu verstehen, ist es möglich den Begriff der Freundschaft nicht nur im allgemein negativ verstandenen Sinn als System von Allianzen zwischen Cliques und Klientel derselben politischen Richtung zu gebrauchen, sondern auch im positiven Sinn einer Begegnung auf einem Feld geteilter Werte und Ideen.

Fiammetta Balestracci

(Aus dem Italienischen von Anja Busch)